Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

<36630081980013

Der Meier von Monjardin.

Roman

von

Philipp Galen.

Vier Theile in zwei Bänden.

Zweiter Band.

München, 1891.
R. Lechner's Verlag.

G. Franz'sche Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), München.

Der Meier von Monjardin.

Dritter Theil.

Inhalt des dritten Theiles.

Erstes Capitel.

Die zerstörende Lawine beginnt zu rollen.

Unter solchen Verhältnissen, in Beschäftigungen vertieft, die ihre Zeit, ihr Gemüth und ganzes Wesen in Anspruch nahmen, beachtete Margot denn auch weit weniger, als sie es hätte thun sollen, die Nachrichten, die ihr nach und nach die Freunde aus Paris und Versailles überbrachten, ja sogar die Briefe, die ihr persönlich aus Rußland zugingen und stets durch eine Vertrauensperson überreicht wurden, der sie der jüngst angekommene kaiserliche Courier überliefert hatte, welcher nicht nur die officiellen Depeschen, sondern oft auch persönliche Mittheilungen aus den Umgebungen des Kaisers nach der fernen Heimath beförderte. Allerdings trübte sich bisweilen ihr Blick, wenn sie eine neue unerwartete Meldung erhielt, allein eine nachhaltige Wirkung übte dieselbe nicht auf sie aus. Denn sobald Godefroy wieder in ihre Nähe kam, vergaß sie Alles, was sie bedrückte, und so schlürfte sie in seliger Vergessenheit alles menschlichen Leids nur den süßen Schaum der Gegenwart ein, ohne sich vor den düsteren Schattengestalten zu fürchten, die in der Zukunft aufzutauchen und ihr jetziges glückliches Leben zu verbittern und zu vergiften drohten.

So war man in Monjardin allmälig aus dem heißen Sommer in den Herbst übergetreten und dieser machte sich im Jahre 1812 selbst in Frankreich schon frühzeitig durch auffallende Kühle, ja Kälte bemerklich. Noch freilich war die Witterung erträglich, die Sonne kam fast jeden Tag zum Vorschein und Margot und Godefroy benutzten die besten Stunden des Tages oft zu Spazierritten und Fahrten, die ihnen nun schon lange zur Gewohnheit geworden waren und auf denen sie sich glücklich wie zu Hause fühlten, da sie ja fast immer allein blieben und keine äußere Störung durch Unberufene zu besorgen hatten. Allein fast jede Woche wurden sie doch mehrere Male an das Schloß gefesselt, denn um diese Zeit, gegen Ende October, erschienen die vier Freunde aus Paris und Versailles häufiger als früher, obwohl sie jetzt nur selten zusammen kamen, sich stets nur einige Stunden aufhielten und, wenn sie das Wichtigste berichtet und verhandelt, mit ihren schnellen Pferden wieder eiligst in ihre Heimath zurückkehrten.

Oft wurden bei diesen jetzt so häufigen Zusammenkünften sehr ernste Gespräche geführt, die sich natürlich auf die Vorgänge in Rußland bezogen, und auch Godefroy nahm meist an ihnen Theil, ohne in seinem harmlosen Sinn im Geringsten zu ahnen, daß diese vielfach besprochenen Ereignisse in dem fernen Lande auch für ihn bedeutungs- ja verhängnißvoll werden könnten. So erfuhr man denn schon Ende Septembers aus den zuerst vom Marquis überbrachten Zeitungen, daß Napoleon am 15. September siegreich in Moskau eingezogen war, und ein Brief, den derselbe Berichterstatter erhalten, bestätigte dies, fügte aber verschiedene Einzeln-

heiten hinzu, welche das große Publikum noch nicht erfahren durfte, da sie in Bezug auf die mit diesem Siege verbundenen Thatsachen gerade nicht sehr schmeichelhaft für den Eroberer lauteten. Wenige Tage später aber erschien der Marquis wieder mit einem der gräflichen Vettern aus Paris und schon aus ihren aufgeregten Mienen, als sie das Schloß betraten und ungewöhnlich hastig nach den Damen des Hauses fragten, konnte man entnehmen, daß sie diesmal die Ueberbringer einer höchst wichtigen Botschaft waren.

Man hatte sich darin auch nicht getäuscht, denn bald erfuhren die zusammenberufenen Schloßbewohner, zu denen auch diesmal Godefroy gehörte, die schauerliche Meldung, daß die große alte Hauptstadt der besiegten Russen, ihr heiliges Moskau, in Brand gerathen und dadurch die Seitens der französischen Armee erst kürzlich errungenen Siege bedeutend in Frage gestellt seien.

Das war nun allerdings eine Nachricht, die auf jedes französische Gemüth tief und schmerzlich einschneidend wirken mußte, denn daß diesem ersten großen Unglück bald andere auf dem Fuße folgen würden, war vorauszusehen. War jedoch das patriotische Gefühl und die nationale Eitelkeit der so ruhmsüchtigen und an Ruhm gewöhnten Franzosen tief dadurch verletzt, fürchteten sie auch für ihre umsonst ihr Blut vergießenden Landsleute noch viel härtere Schläge, so blitzte doch bei den bourbonisch gesinnten Freunden die unverkennbare Freude auf, daß ihr größter Widersacher, Napoleon selbst, durch dieses schreckliche Ereigniß eine bisher nur schwach von ihm bemäntelte Niederlage erlitten habe, die unberechenbar sei und in

Frankreich selbst zu großen und lange ersehnten politischen Umwälzungen führen könnte.

Hatte diese letzte Nachricht die hierbei näher betheiligten Gemüther schon in große Aufregung versetzt, an der nun allmälig auch die Comtesse einen lebhafteren Antheil als früher nahm, so sollte eine neue Unheilsbotschaft dieselbe noch zu einem viel höheren Grade steigern. Am letzten October nämlich traf bei den Freunden in Paris durch einen aus Rußland angelangten Courier, der nicht aus dem kaiserlichen Hauptquartier kam, sondern der private Sendbote eines unter den Befehlen Napoleons stehenden Generals zu sein schien, die Meldung ein, daß der Kaiser, der sich so lange gegen seine auf's Aeußerste erbitterten Feinde gewehrt, sich nicht länger in und bei Moskau zu halten vermöge und daß er beabsichtige, wie man nicht mehr zweifeln könne, seine entmuthigten Truppen rückwärts zu dirigiren, um irgend wo in einer gesicherteren Stellung wieder ein günstigeres Terrain für seine ferneren Evolutionen zu gewinnen. Dieser Rückzug, so lautete der neuste Bericht, habe am 15. October begonnen, und wenn Gott sich neutral halte, könne man noch hoffen, die erlittene Scharte auszuwetzen, denn noch seien Kräfte genug vorhanden, die große, freilich schon sehr gelichtete und in sich selbst schwankende Armee wieder zu neuen Siegen zu führen.

Daß Gott diesmal aber nicht neutral zu bleiben geneigt schien, erfuhr man schon einige Tage später durch eine neue private Botschaft, die dahin lautete, daß plötzlich eine große Kälte eingetreten sei, welche die bisherige Calamität noch viel mehr vergrößere, und

daß man sich in Frankreich, wenn diese elementare Gewalt, die geheime Bundesgenossin des Feindes, in ihrer erschreckenden Wirkung fortwüthen sollte, auf noch größeres Unheil gefaßt machen müsse.

Diese so rasch auf einander folgenden Hiobsposten riefen nicht nur in ganz Frankreich, sondern namentlich in Paris eine ungeheure Sensation hervor, auf die nur Wenige gefaßt gewesen waren, und der Widerhall davon machte sich natürlich auch in Monjardin bemerkbar, obgleich die Gefühle der daselbst Verkehrenden sehr gemischter Natur waren, denn jede neue Niederlage Napoleons gab einer neuen Hoffnung der bourbonischen Partei Leben, und das war die einzige Freude, die bei dem großen nationalen Mißgeschick die Anhänger derselben beseelte und erhob.

Auch Margot war über diese neusten und in der That verhängnißvollen Nachrichten auf's Aeußerste betroffen; sie verhehlte ihrem Freunde nicht, daß sie schwer darunter litt, aber wenn sie sich ihren Gedanken darüber eine Weile in stiller Einsamkeit hingegeben hatte, flüchtete sie wieder zu ihm, um in seinen sie immer liebevoll anblickenden Augen, in seinen immer für sie geöffneten Armen zu vergessen, was so schwer auch auf ihrem von den verschiedensten Empfindungen hin und her gerissenen Herzen lag.

Von dieser Zeit an wurde sie sichtbar ernster und oft fand Godefroy sie in ein tiefes Nachdenken versunken, wenn er einmal unaufgefordert oder unerwartet in ihre Nähe trat. Daß sie an irgend einem ihm noch verborgenen Kummer oder wenigstens einer Sorge litt, sah er mit seinen durch die innigste Liebe geschärften

Augen wohl, und er glaubte auch die Ursache davon in dem allgemeinen nationalen Unheil zu erkennen; allein es mußte doch noch etwas Anderes in ihrer Brust vorhanden sein, was die sonst so offenherzige und mittheilsame Freundin ihm verschwieg, denn sie sah ihn oft mit einem wehmüthig bedenklichen Blick an, selbst wenn sie ihn liebevoll an ihre Brust schloß, und bisweilen kam es ihm vor, als ob sie ihm eine Mittheilung zu machen habe, die sie peinlich bedrückte und ihr ihre alte Ruhe und natürliche Heiterkeit nahm. Daß diese Mittheilung sich auf ihn oder auf sein Verhältniß zu ihr bezog, glaubte er anfangs nicht, denn ihm war ja nichts bekannt, was dasselbe in irgend einer Weise zu trüben vermochte, und doch hatte er bisweilen das gleichsam instinctive Gefühl, als ob sie ihm etwas auf seine oder ihre Person Bezügliches vertrauen wollte, was ihm noch unbekannt war. In stillen und nur der Liebe geweihten Augenblicken schien sie ihm sogar mitten in den Ausdrücken ihrer innigen Zuneigung einige Male zu stocken und dann wollten sich, so glaubte er, ihre Lippen zu irgend einem Bekenntniß öffnen, aber immer schloß sie sie wieder und drängte in ihr Inneres zurück, was sie zur endlichen Offenbarung ihrer Gedanken doch schon längst bereit zu halten schien.

Ja, gewiß hatte Margot, auch von Frau von Brissac zu dieser Offenbarung heimlich gedrängt, den Vorsatz gefaßt, ihrem einzigen wahren Freunde ihr ganzes Vertrauen zu schenken, aber jedesmal, wenn sie dazu schreiten wollte, trat sie wieder davon zurück, denn sie brauchte nur in sein unbefangenes, arglos

ruhiges Gesicht zu sehen, um dahin zu trachten, ihm Alles zu verbergen, was ihm schmerzlich sein könnte, und daß ihr Bekenntniß ihm einen furchtbaren Schmerz bereiten würde, wußte sie nur zu genau, da sie ja seine Lebensansichten, seine Gedanken über Recht und Pflicht kannte und oft genug erfahren, wie zart besaitet sein Gewissen war; eben darum aber bebte sie mit Entschiedenheit vor einer Enthüllung zurück, die eine ungeheure Wirkung auf sein ganzes Empfinden und Denken üben mußte, und vor dieser Wirkung fürchtete sie sich mehr als vor allen übrigen Schrecknissen der Welt.

Daß Godefroy in seinem vertrauten Umgange mit Margot bereits längst vom Wege seiner Pflicht und der gewöhnlichen Ordnung der Dinge weit abgewichen, war Keinem so gut wie ihm selbst bewußt, er hatte darüber schon viel Leid in seinem bisher so reinen Herzen getragen und sich in seiner Offenheit auch oft genug darüber gegen Margot ausgesprochen. Allein, wenn sie seine Selbstanklage nicht mit den verschiedensten Gründen hatte niederschlagen können, die sie Gott weiß aus welchem Versteck ihres Innern hervorgesucht, dann hatte sie ihn schließlich immer mit ihren Armen umschlungen, ihn fast mit Küssen erdrückt, ihm hundert Mal gesagt, daß sie nur für ihn lebe und durch ihn glücklich sei, was auch die Moral der Welt dagegen einzuwenden habe, die sich ja überhaupt um zwei ihr fern stehende Menschen nicht zu bekümmern und zu fragen habe, ob und wie weit sie einander ergeben wären — und alles das hatte seine oft von Neuem hervorbrechenden Gewissensbisse eingelullt und

er hatte sich mit täglich wachsender Leidenschaft der ihn beseligenden Liebe überlassen, die ihn immer fester an ein menschliches Wesen knüpfte, das, mit allen Reizen der Jugend begabt, ihm mit ihrer Gegenliebe aus ödester Wildniß ein Paradies hätte schaffen können.

Mit solchen oft sich widerstreitenden und doch stets in das süße glatte Geleise der Gewohnheit zurückkehrenden Gedanken und Empfindungen waren die beiden Liebenden gegen Mitte des Dezembers eben beschäftigt, als sie aus ihrem Glückseligkeitstraum durch die Nachricht von den traurigen Vorgängen an der Beresina aufgeschreckt wurden. Das war nun freilich ein Schlag, der die ganze französische Nation bis in's Herz hinein traf und sogar viele der bisher fanatischsten Anhänger Napoleons von ihm abwendig machen mußte. Welche Wirkung dieser klägliche Ausgang des mit so vielem Pomp unternommenen Zuges nach dem Czarenreiche und der ungeheure Verlust an Menschenleben und Kriegsmaterial aller Art auf die bourbonisch gesinnten Gegner Napoleons übten, läßt sich nur zu leicht ermessen. Anfangs waren sie von dem sie so plötzlich überfallenden Schreck wie gelähmt, bald aber rafften sie sich zu neuer Hoffnung empor und glaubten in ihren sanguinischen Herzen, daß nun endlich die Stunde der Erlösung von so langer Sclaverei auch für sie geschlagen habe.

Bald nachdem diese Nachrichten, nicht alle mit einem Mal, sondern um den bitteren Trank recht mit Muße genießen zu lassen, gleichsam tropfenweise, eine nach der andern eingelaufen waren, erhielt auch Margot einen Brief, der vom ersten Dezember datirt war,

von der fast aufgelösten und in voller Retirade begriffenen französischen Armee kam und alles geschehene Unheil bestätigte. Als ihr dieser Brief durch einen vertrauten Boten des Marquis überbracht wurde, schloß sie sich in ihr Zimmer ein und las ihn mit laut klopfendem Herzen mehrmals durch. Er war nur kurz, aber sein Inhalt mußte eben so bedeutungsvoll wie niederschlagend sein.

Margot, ihn noch immer in den Händen haltend, ging mit langsamen Schritten auf ihrem Teppich hin und her und dachte über längst vergangene und jetzt wieder frisch in ihr auflebende Dinge eifrig und mit haarscharf abwägendem Geiste nach. Endlich aber erhob sie stolz und entschlossen den Kopf, zerriß den Brief und warf die Papierstücke in den lodernden Kamin, wo die letzten Spuren davon bald verflackert waren. Erst jetzt überkam sie eine wunderbare Fassung und Ruhe und so begab sie sich zu Joachime, um ihr mitzutheilen, was sie so eben gelesen, und dann mit ihr zu berathen, was nun zu thun sei.

Frau von Brissac wurde sehr bleich, als sie Margots Mittheilung vernahm, und sprach, starr vor sich hinblickend, lange kein Wort. Endlich aber faßte sie sich, sah der vor ihr stehenden Freundin fest in das sie erwartungsvoll betrachtende Auge und sagte:

„Theuerste, nun erfüllt sich, was ich Dir oft genug gesagt. Ich habe Alles gewußt, was kommen würde, und es konnte ja auch nicht anders sein. Du warst immer so sicher und hast nur der Gegenwart, nicht aber der Zukunft gedacht, und jetzt pocht diese laut und vernehmlich an Deine Thür. Doch, was hilft

noch alles Reden darüber? Nichts, nur das Handeln kann Dir noch Vortheil bringen. Du hast Zeit genug gehabt, Dir Alles wohl zu überlegen, und da Du auch klug genug bist, wirst Du Dich auf das nun Kommende längst vorbereitet haben. Auch steht Dir ja — Du hast es mir selbst so oft gesagt — ein reines Gewissen zur Seite und da wirst Du also nun zu beweisen haben, daß es sich so verhält. Was aber Deinen angebeteten Freund betrifft, wenn Du ihm noch nicht Dein Vertrauen geschenkt haben solltest, so wiederhole ich nur, was ich schon oft gesagt: eile, eile, eile, das Nothwendige zu thun, ehe es zu spät wird, und weiter — nein, weiter habe ich Dir nichts zu sagen, da der Worte schon mehr als zu viel darüber gefallen sind.“ —

Diese Unterredung fand am 17. Dezember statt und nur zwei Tage später kam der Marquis, von keinem Diener begleitet, in größter Hast zu Pferde angesprengt, und brachte das Neuste, das Allerneuste aus Paris, was wohl geeignet war, die allgemeine Verwirrung auf's Höchste zu steigern.

Am 18. Dezember, lautete der Bericht, den die beiden Damen und Godefroy zugleich vernahmen, da er gerade das Frühstück mit ihnen einnahm, war Napoleon ganz unerwartet und fast ohne jede Begleitung in Paris angelangt, und mit ihm, fast zur selben Stunde, war das Bülletin erschienen — der Marquis brachte einen Abdruck davon mit —, welches mit einer Offenheit sonder Gleichen der französischen Nation die furchtbare Niederlage und Zersplitterung ihrer Armeen verkündete.

Alle, die es hörten, standen starr vor Staunen da und erst nach geraumer Zeit erschöpfte man sich in Vermuthungen, was nun zunächst geschehen würde.

„O, das weiß ich," rief der Marquis mit einem halb erstickten Wuthschrei aus, „er sammelt ein neues Heer, um noch einmal gegen die ganze ihm feindselige Welt zu Felde zu ziehen, und Frankreich, unser schönes, gutes armes Frankreich, wird so dumm sein, die letzten Blutstropfen seiner Jugend widerstandslos von ihm auspressen zu lassen. So, das ist Alles, was ich Ihnen heute zu sagen hatte, und nun leben Sie wohl! Ich muß wieder nach Paris und ein Augenzeuge von dem sein, was kommt. Ja, leben Sie wohl! Ob ich Sie bald wiedersehe, weiß ich nicht, denn jetzt gilt es, vorsichtig zu sein, der schlaue Corse ist wieder da und wird sicher die Ohren spitzen, um zu erlauschen, was über ihn in Paris gesprochen, verhandelt und — beschlossen wird. Adieu!" —

Schon in den nächsten Tagen bestätigten die Zeitungen Alles, was der Marquis den Bewohnern von Monjardin überbracht; und daß Napoleon in der That alle Mittel aufbieten würde, um noch einmal an die Spitze einer neuen Armee zu treten und das Schiedsgericht Gottes herauszufordern, wurde nur zu bald allen Einsichtsvolleren klar, da sie von Zeit zu Zeit jeden Vorgang erfuhren, der sich in Paris zutrug und aus dem den Machthaber umgebenden engeren Kreise in die ihrigen übertrug.

So rückte der Weihnachtstag heran, den man Godefroy zu Gefallen nach alter deutscher Sitte, die er in Heidelberg einst so schön gefunden, festlich zu begehen

beschlossen hatte, aber man beging dies Fest, wie auch den bald folgenden Neujahrstag in sehr gemischter und gedrückter Gemüthsstimmung. Freude und Trauer gingen auch hier Hand in Hand, jedoch nach einigen Tagen schon hatte sich der elastische Geist der Schloßbewohner in das Unabänderliche gefunden und, abgesehen von den traurigen Außenverhältnissen, gaben sie sich wieder ihrer ruhigen und in mancher Beziehung wahrhaft idyllischen Lebensweise hin.

Bei gutem klaren und nicht zu kalten Wetter nahmen die beiden Liebenden ihre Fahrten in der Umgegend von Monjardin wieder auf; Godefroy ging, nach wie vor von Margot begleitet, seinen Beschäftigungen nach, und Abends saßen sie mit der älteren Freundin beim traulich lodernden Kaminfeuer, um ihren früheren Studien und Liebhabereien nachzuhängen. Vorlesungen der Zeitungen und amtlichen Berichte, die jetzt rasch auf einander folgten, wechselten mit mündlichen Unterhaltungen ab, und so verstrich ihnen allmälig die Zeit, ohne eine Stunde zu bringen, die nicht von irgend einem Genuß begleitet gewesen wäre.

Gegen Ende des Januar aber erhielt Margot wieder einen Brief, den sie diesmal für sich allein behielt und dessen Inhalt sie sogar der vertrauten Freundin verschwieg. Indessen mußte derselbe sie wohl einigermaßen beruhigt haben und er schien nichts zu enthalten, was sie vielleicht befürchtet hatte und worüber sie schon einige Tage lang nachdenklich und schweigsam gewesen war. Offenbar fühlte sie wieder den lebhaften Drang, Godefroy ihr Innerstes aufzuschließen und das „Eile, eile, eile!“ der Freundin

klang ihr von Neuem in den Ohren, allein auch jetzt noch hielt eine unüberwindliche Scheu sie davon zurück, sie gab sich vielmehr nur mit ganzer Seele ihrer Liebe hin und lullte sich durch den Vollgenuß derselben noch einmal, zum letzten Mal, in jenen verführerischen Seelenzustand ein, den man Selbstvergessenheit nennt und der sie für Alles, was außer ihr lag und von außen drohen mochte, unempfänglich machte.

Zweites Capitel.

Ein kurzer Besuch.

So ging ein Monat nach dem andern hin und wenn man auch das neue Jahr unter den größten Aufregungen und Befürchtungen begonnen hatte, so gab es doch wieder Tage, in denen man sich der nie aus dem Menschenherzen ganz verschwindenden Hoffnung überließ, daß schließlich Alles sich doch noch zum Besseren wenden könne. Nur zu bald indeß erfuhr man, daß Napoleon sich in der That noch nicht für immer besiegt betrachte und mit aller Macht daran arbeite, ein neues schlagfertiges Heer zu organisiren, um damit noch einmal auf den großen Kampfplatz zu treten und die ganze gegen ihn gerüstete Welt abermals unter seine Füße zu bringen. —

Unter solchen allgemeinen trüben Aussichten in die Zukunft war man bis an's Ende des Februar gelangt,

aber in den persönlichen Zuständen der Schloßbewohner hatte sich bis dahin nichts wesentlich geändert, als daß man mit immer größerer Aufmerksamkeit auf die Nachrichten horchte, die von Zeit zu Zeit von Paris herüberkamen und dann jedesmal in ernste Erwägung gezogen wurden.

Daß gerade zu dieser Zeit, wo man fast alle Tage auf etwas Neues gefaßt sein mußte und es auch gern hören wollte, die Besuche der vier Freunde aus Paris und Versailles seltener und seltener wurden, fand man sehr erklärlich, da die Herren ja ungemein vorsichtig zu Werke gehen mußten, um nicht die Aufmerksamkeit Unberufener auf sich zu ziehen. Jedermann wußte, daß Napoleon von hundert und aberhundert Spionen bedient war, die nach allen Seiten hin ein wachsames Auge hatten, und daß ihnen so leicht kein verdächtiges Moment entging, welches dem gewaltigen Herrn in den Tuilerien auf irgend eine Weise Verderben drohte. Gerade der Marquis in Paris und der General in Versailles waren dem herrschenden System sehr wohl als Anhänger der Bourbonen bekannt und so richtete man nicht allein auf sie, sondern auch auf ihre Freunde und alle die Personen, mit denen sie in Berührung kamen, sein Augenmerk. Auch auf die gräflichen Vettern achtete man mit scharfem Blick, denn daß sie ebenfalls keine Anhänger Napoleons waren, wußte man nur zu gut.

Trotzdem waren indeß alle Vier, bald der Eine, bald der Andere im Januar einmal auf Monjardin gewesen, aber als ob sie sich auch hier nicht ganz sicher fühlten, unterhielten sie sich mit den Schloß=bewohnern von den Vorgängen in Paris weit weniger

als von anderen Dingen, die auf ihre persönlichen Verhältnisse oder auf einzelne Personen Bezug hatten, die sich noch bei der in Deutschland befindlichen Armee befanden und von denen gerade zu dieser Zeit häufiger als früher aus Rußland verschiedene Nachrichten eintrafen, die jedoch selten etwas Erfreuliches, meist nur Trübes oder Bedrohliches meldeten. Im Februar erschienen die vier Herren sogar gar nicht in Monjardin und Margot erhielt nur einmal durch einen vertrauten Sendboten, der zu Fuß von Paris aufgebrochen war, einen Brief, dessen Inhalt sie von Neuem zu beruhigen schien, da sie den ganzen Tag wieder sehr heiter gestimmt war und blieb.

Endlich war man bis in den März vorgerückt und in den letzten Wochen war keine neue Nachricht irgend woher im Schlosse eingetroffen. Da eines Tages um drei Uhr Nachmittags, als Godefroy sich eben zu einer Ausfahrt nach der Meierei rüsten wollte, ertönte vom unteren Stockwerk her der bekannte Accord, und ohne zu zögern, begab er sich auf der geheimen Treppe, die ihn nun schon so oft zu seinem Glück geführt, nach Margots Zimmer. Voller Sehnsucht wie immer ihn erwartend, empfing sie ihn schon an der Thür, und sobald sie diese hinter ihm geschlossen, eilte sie mit offenen Armen auf ihn zu und drückte ihn mit fast heftiger Innigkeit an ihre Brust.

Godefroy, davon betroffen, da er sie sonst nur ruhig und gefaßt, wenn auch stets herzlich gesehen, sah sie eine Weile sprachlos an, als wolle er den Grund ihrer so stürmischen Zärtlichkeit erforschen; als er aber eben sprechen wollte, verschloß sie ihm den

Mund mit Küssen, zog ihn auf ihren Divan und fragte ihn, ob er sie heute mit nach der Meierei nehmen wolle. „Das Wetter ist ja so schön,“ sagte sie, „die Sonne scheint warm, der Frühling ist endlich in's Land gezogen und erinnert mich lebhaft an meine Reise im vorigen Jahr, die mich zu Dir und meinem Glücke führte. Ja, ich fühle heute das Bedürfniß, mich in freier Luft zu bewegen, und da wollen wir die Isabellen ein paar Stunden tüchtig laufen lassen. Oder — weißt Du was,“ fuhr sie plötzlich einen Augenblick inne haltend fort, als ob sie sich irgend etwas überlege, „wir wollen heute lieber nicht fahren, sondern gehen, was wir so lange nicht gethan, und da die Wege trocken sind, können wir es ohne alle Unbequemlichkeit thun. Ich habe Dir nämlich — etwas zu erzählen, lieber Freund,“ fuhr sie nach einigem Zögern und mit niedergeschlagenen Augen fort, „und da hänge ich mich an Deinen Arm und Du hörst mir aufmerksam zu, ohne durch die Leitung der Pferde oder sonst etwas Anderes von meiner Mittheilung abgelenkt zu werden.“

Er nickte ihr freundlich beistimmend zu und sagte dann: „Ich habe Dir auch etwas zu erzählen, was Du immer gern hörst.“

„So, was ist das?“ fragte sie rasch. „Doch, ja, ich kann es mir denken. Du hast gestern einen Brief erhalten, von dessen Inhalt ich noch nichts erfahren, nur sage mir: kam er etwa aus der Schweiz?“

„Ja, von meinem Vater, liebe Margot, und er läßt Dich herzlich grüßen. Er befindet sich ganz wohl, der alte liebe Mann —“

„O, erzähle mir das unterwegs," unterbrach sie ihn, „es stimmt Dich immer froh, wenn Du mir von Deiner Heimath und Deinem Vater erzählen kannst, und ich sehe Dich so gern froh und vergnügt, was wir ja jetzt leider so selten sein können. Also komm, laß uns nicht zögern und die guten Stunden des Tages benutzen."

Beide waren bald zu dem Ausgange gerüstet und verließen, von Niemandem beachtet, durch die kleine Gartenpforte das Schloß, um von da aus auf dem kürzesten Wege in den Park zu gelangen.

Der 20. März, der erste Tag des neuen Frühlings, war wirklich ein herrlicher Tag. Der Himmel war ziemlich wolkenlos und strahlte seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in seiner reinsten Bläue. Warm schien die Sonne hernieder und in ihrem goldenen Lichte sproßten die ersten Blumen hervor, die einen köstlichen Frühlingsduft verbreiteten und dem Auge stets eine so willkommene Labe sind. Auch der junge Rasen prangte schon im lichtesten Frühlingskleide und die Vögel zwitscherten so lustig auf den eben mit zartem Laube sich bedeckenden Bäumen, daß es eine Wonne war, es anzuhören, wie denn ein solcher Tag jede menschliche Brust schwellen macht, zumal wenn man so glücklich ist, eine andere zu haben, an die sie sich liebevoll lehnen kann.

Godefroy empfand heute diese Wonne ganz und gab sich ihr mit voller Wärme hin; ob Margot dagegen sie empfand, glauben wir kaum, denn ihr Sinn war heute auf etwas sehr Ernstes gerichtet, vor dem sie wirklich zu zagen und zu beben schien.

Als Beide in's Freie hinausgetreten waren, hing sie sich mit der alten innigen Vertraulichkeit an seinen Arm und sah ihm dabei oft forschend in das ruhig heitere und so überaus treuherzige Gesicht, als ob sie erkunden wolle, ob er auch wohl so gestimmt sei, daß sie ihm ohne Sorge oder Gefahr mittheilen könne, was sie schon so lange und schwer auf dem Herzen trug. Aber — auch diesmal sollte sie nicht zu dem Ziele gelangen, das sie sich vorgesteckt, denn kaum waren sie einige Schritte gegangen, so fing Godefroy an, ihr von der Schweiz zu erzählen, schilderte ihr umständlich, wie es seinem Vater ergehe, wie Alles in Unterseen und Interlaken gedeihe und wie man sich wieder auf den Frühling und Sommer freue, in denen ja das wahre Leben in den Alpen erst beginnt und alle Herzen vom dumpfen langen Winterschlaf erwachen läßt.

So plauderte er in größter Gemüthsruhe fort und als sie ihn so harmlos glücklich sah, hatte sie wieder den Muth verloren, von ihren nicht so angenehmen Verhältnissen zu sprechen. „Nein," sagte sie zu sich, als sie ihm noch einmal in das so klare und frohe Gesicht gesehen, „jetzt darf ich ihn in seinen schönen Empfindungen nicht stören. Er ist glücklich in der Erinnerung an seine Heimath, seinen Vater, und es wäre grausam von mir, wollte ich ihn dem Sonnenschein entreißen und in eine Region voller Nebel, Wolken und Trübsal führen. Nein, morgen, morgen ist auch noch ein Tag, und da will ich ihm sagen, was er endlich wissen soll, wissen muß, und um mich fest zu binden und von meiner Pein zu

erlösen, will ich ihm eine Stunde bestimmen, in der ich ihn bei mir erwarte, um ihm — ja, so werde ich sagen — etwas höchst Wichtiges mitzutheilen."

Das Alles hatte sie im Fluge gedacht und nun sagte sie es laut und er ging natürlich darauf ein und versprach eine Stunde nach dem Frühstück, um zwei Uhr zu ihr zu kommen und ungestört mit ihr zu reden. „Aber was hast Du mir denn so Wichtiges zu sagen, Theuerste?" fragte er und drückte ihren Arm fest an seine Brust. „Sage es mir lieber gleich jetzt, da wir ja auch allein und ungestört sind."

„Nein," erwiderte Margot nach kurzem Besinnen, „jetzt geht es nicht, ich bin nicht in der richtigen Stimmung dazu. Deine Erinnerung an die Schweiz hat mich auf ganz andere Gedanken gebracht und ich empfinde mit einem Mal eine fast schmerzliche Sehnsucht nach Deinen Bergen, die nur linder und erträglicher wird, wenn ich in Dein ehrliches Auge sehe und dabei fühle, daß ich das Beste und mir Liebste von Allem aus der Schweiz in meiner Nähe habe. Doch nun laß uns davon abbrechen und bezwinge Deine Ungeduld, meine Erinnerungen an eine frühere Zeit zu hören. Du wirst sie noch früh genug vernehmen und dann begreifen, warum ich in diesem Augenblick nicht darüber sprechen kann."

„Ja, ja," erwiderte er, ihr in Allem den Willen thuend, „ich breche schon davon ab und gedulde mich. Doch sieh, da sind wir schon an der großen Wiese und dort springen unsere Kühe und Kälber herum — o, ist das nicht ein tröstlicher Anblick und erkennen wir nicht auch ein Stück unserer Schweiz darin?"

Sie lächelte ihn glückselig an, aber dabei kam ihr eine Thräne in's Auge, die sie ihm verbergen wollte, und so wandte sie ihr Gesicht rasch zur Seite nach den Kühen hin und trocknete sie hastig mit ihrem Tuche ab.

Nachdem sie sich einige Zeit bei den Kühen aufgehalten, begaben sie sich nach der Meierei, wo Godefroy Verschiedenes zu betrachten und zu besprechen hatte, und erst nach zwei Stunden kehrten Sie nach Hause zurück, um später wie gewöhnlich mit Frau von Brissac zu speisen und dann sich am Abend wie immer gemüthlich zu unterhalten. Als sie aber endlich nach zehn Uhr von einander schieden, sagte Godefroy, nachdem er Margot die Hand gereicht:

„Also bis morgen um zwei Uhr warte ich auf das Wichtige, was Du mir zu berichten hast. Du hältst Dein Versprechen, nicht wahr?“

„Ja, ich halte es und nun schlafe wohl, theurer Freund, und Gott gebe Dir eine recht ruhige und süße Nacht!“

Aber noch ehe sie diesen Gutenachtgruß gesprochen, hatte Frau von Brissac sich von ihnen getrennt; sie wußte, daß ihr Abschied ein zärtlicher sein würde und hatte es stets vermieden, ein unberufener Zeuge ihrer Liebkosungen zu sein. Kaum auch hatte sie sich entfernt, so schloß Margot Godefroy fest in ihre Arme, küßte ihn lange und innig und wünschte ihm dann noch einmal von Herzen eine gute Nacht.

Diesen Abend erklang der bekannte Accord auf dem Flügel nicht und Godefroy wußte, warum es nicht geschah. Margot hatte ihm gesagt, daß sie noch

einige Briefe zu schreiben habe und daß sie sich durch die Bewegung in der scharfen Frühlingsluft etwas ermüdet fühle, sie wolle sich also ausruhen, um morgen — morgen recht frisch und munter zu sein. Ja, das mochte sie auch wohl nöthig haben, denn was ihr heute noch auf dem Herzen lag, war ein schweres Geheimniß und sie brauchte alle ihr inwohnende Kraft, um es endlich, endlich über die Lippen zu bringen. Allein der Menschen Gedanken sind nicht immer Gottes oder der Vorsehung Gedanken, und auch sie, die gute, schöne Margot ahnte nicht, daß noch vor der auf morgen festgesetzten Stunde eine düstere Wolke über ihr bisher so heiteres Leben fallen sollte, die nicht allein ihr, sondern auch ihres Freundes Geschick gänzlich zu trüben und zu verwandeln bestimmt war.

Der so aufrichtig gemeinte Wunsch Margots schien auf Godefroy einen großen Einfluß und die beste Wirkung geübt zu haben, denn lange hatte kein so anhaltend fester und völlig traumloser Schlaf ihn besucht, wie in dieser Nacht. Schon längst war die Sonne mit rosiger Gluth am östlichen Himmel emporgestiegen, da erwachte er erst und schämte sich fast, als er schon an dem vorgeschrittenen Tageslicht sah, wie lange er heute unthätig im Bett gelegen. Rasch sprang er auf, kleidete sich an und trat dann an das geöffnete Fenster, um einen Blick in den noch meist blätterlosen, aber von frischer Luft durchströmten Garten und Park zu werfen, die im vollen Morgenglanze jetzt vor ihm lagen und von einem so reinblauen

Himmel überwölbt wurden, wie er nur im schönen wonnigen Frankreich in den ersten Frühlingstagen beschaffen sein kann.

Als Godefroy Auge und Ohr an dem grünen Rasen, den bunten Blumen und dem Gezwitscher der Vögel unter und vor seinem Fenster erfreut, begab er sich in sein nach dem Hofe hinaus gelegenes Wohnzimmer, das Etienne schon zweimal vor ihm betreten hatte, um zu fragen, ob er das Frühstück noch nicht bringen solle, aber wieder gegangen war, um den jungen Mann nicht in seiner süßen Morgenruhe zu stören. Auch jetzt fand er sich bald wieder ein, begrüßte ihn herzlich und holte dann das Frühstück flugs herbei, und während Godefroy es genaß, blieb der gute Diener neben ihm stehen und plauderte mit ihm über Allerlei, was er so gern that und worin Godefroy gerade seine Anhänglichkeit an seine Person mit Recht zu erkennen glaubte. Sobald Etienne aber gegangen war und Godefroy sein Frühstück beendigt hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und beantwortete den Brief seines Vaters, den er vor zwei Tagen empfangen hatte. Er schrieb länger als eine Stunde und es ging schon stark auf zehn Uhr, als er endlich damit fertig war.

Noch einmal überlas er den langen herzlichen Brief, der so ziemlich Alles enthielt, was in den letzten Wochen vorgefallen war und für den alten Herrn in Unterseen ein Interesse haben konnte; von dem innigen Verhältniß aber, welches zwischen ihm und der Comtesse bestand, hatte er diesmal eben so wenig wie früher etwas erwähnt, denn was zwischen ihnen Beiden vorgegangen, war nicht sein Geheimniß allein,

es betraf ja auch sie, die über Alles Geliebte, und sie durfte er nicht verrathen, wenn er auch glücklich gewesen wäre, wenigstens einen Vertrauten und Theilnehmer seiner Freuden auf der Welt zu haben. Später, ja, wenn er erst wieder zu Hause wäre — ach, wie das geschehen sollte und konnte, vermochte er sich noch nicht klar zu machen, daran durfte er nicht denken, das war sogar zwischen ihm und Margot bisher ein unberührter schwarzer Punkt gewesen — ja, später vielleicht durfte er, wenn die Umstände es erlaubten, dem alten Vater enthüllen, was ihm in Frankreich das Herz so schwer und wieder so leicht gemacht, aber bis dahin wollte und mußte er schweigen und sein gränzenloses Glück allein in diesem übervollen Herzen tragen.

Mit solchen Gedanken beschäftigt und nachdem er den Brief gesiegelt und in den Kasten geworfen, der jeden Tag von einem dazu bestellten Diener geleert wurde, schritt Godefroy auf dem Teppich in seinem geräumigen Zimmer auf und ab, bis er endlich an's offene Fenster trat und in den goldenen Morgen hinausschaute, der auch hier den grünen Rasen um den Tag und Nacht sprudelnden Springbrunnen und die Blumen und Gesträuche mit glanzvollem Lichte übergoß.

Aber da wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich auf eine ihm hier ganz neue Erscheinung gelenkt. Es kam ein Reiter etwas hastig auf schaumbedecktem Pferde in den Hof gesprengt, und dieser Reiter trug die kaiserliche Uniform eines Chasseur à cheval und sein Pferd war ein stattliches hellbraunes Thier. Aber es war kein Offizier, das erkannte Godefroy sehr bald, vielmehr

schien es nur eine Ordonnanz zu sein, und darin hatte sich der junge Schweizer, dem die Uniformen der Franzosen ziemlich unbekannt waren, auch nicht geirrt. Im Schloßhof selbst ritt der neue Ankömmling viel langsamer und blickte sich nach allen Seiten forschend um, als erwarte er, daß man ihm aus allen Thüren wie einem Hochwillkommenen entgegen treten werde. Da aber Niemand sichtbar wurde, lenkte er sein Pferd vor das große Portal der Hauptfront des Schlosses, stieg, noch immer von Niemandem willkommen geheißen, aus dem Sattel und zog — ein Beweis, daß er hier nicht bekannt war — heftig an dem am Thürpfosten hängenden Glockenring.

Jetzt indessen dauerte es keine Minute mehr, da sprangen aus dem Flügel, den die Comtesse und Godefroy bewohnten, der Hausmeister an der Spitze, mehrere der alten Hausdiener und liefen schnell zu dem sich so laut Ankündigenden hin. Dieser sprach einige flüchtige Worte zu ihnen und Godefroy sah deutlich, wie sie erschraken, wie einer von ihnen hastig in den bewohnten Flügel zurückkehrte und einen Schlüssel holte, womit er sofort das Portal des Mittelschlosses öffnete und die Thorflügel weit aus einander breitete, als ob man einen noch zahlreicheren Besuch zu erwarten habe.

Kaum war dies geschehen und Godefroy hatte sich noch nicht von seiner ersten Verwunderung über den hier so seltenen Auftritt erholt, da sollte er noch viel mehr erstaunen und ein neues unerwartetes Bild vor seine Augen treten sehen.

Denn plötzlich ließ sich ein viel stärkeres Pferdegetrappel als vorher vernehmen und in den Schloßhof

lenkte eine glänzende Cavalkade herein, die aus drei Herren, einem höheren Offizier und seinen Adjutanten bestand, denen wiederum zwei Chasseurs folgten, die Ordonnanzdienste zu verrichten schienen.

Von allen diesen Erscheinungen faßte Godefroy fast nur den vordersten Reiter in's Auge, denn er war unzweifelhaft die Hauptperson. Es war ein hochgewachsener kräftiger Mann mittleren Alters mit einem martialischen Gesicht und einem schwarzen, seine wettergebräunten Wangen scharf markirenden Lippen- und Kinnbart. Bekleidet war er mit einem langen hellgrauen Reitermantel mit silbernen Knöpfen und auf dem Kopf trug er einen kleinen dreieckigen Hut, der rings mit weißen Federn besetzt war. Sein Pferd war ein edler Brauner von normännischer Race, aber es bewegte sich leicht und zierlich, und daß man einen scharfen Ritt am frühen Morgen gemacht, erkannte Godefroy auf der Stelle an dem Schweiß der Pferde, der auf allen mehr oder weniger wahrzunehmen war.

„Wer mag das sein?“ fragte er sich und hielt seine Augen mit großer Spannung auf die glänzende Cavalkade gerichtet, denn die beiden Adjutanten des Herrn im Federhut trugen keine Mäntel, so wenig wie die Ordonnanzen, und ihre Uniformen und rasselnden Waffen blitzten lebhaft im Morgensonnenstrahl.

Aber da wurde seine Aufmerksamkeit wieder neuerdings in Anspruch genommen. Der Herr mit dem Federhut war ohne anzuhalten unmittelbar auf das Hauptportal zugeritten, und alsbald, während es auf dem Hofe von den Hausdienern schon lebendig wurde, sprangen die beiden Ordonnanzen von ihren Pferden

und halfen dem Offizier aus dem Sattel steigen, was bei Allen mit militairischer Raschheit und Eleganz geschah. Kaum aber berührte der erste Offizier den Boden, so eilte er schnell in's Schloß, als habe er es überaus eilig, und ihm folgten die Adjutanten eben so schnell nach, wo die Drei nun bald den Augen des ihnen nachschauenden Schweizers verschwunden waren.

Aber Letzterer sollte sich über das nun Vorgehende noch mehr wundern. Wie von unsichtbaren Geisterhänden bedient, wurden alle im Hauptgebäude an den Fenstern befindlichen Vorhänge, die bis jetzt stets herabgelassen gewesen, aufgezogen und so war es also deutlich erkennbar, daß man einen vornehmen Gast im Hause zu bewillkommnen habe.

Godefroy, der dies Alles mit einiger Beklommenheit betrachtet hatte und dem nichts entgangen war, wurde jetzt von einer ihn plötzlich befallenden Unruhe ergriffen und sein Herz klopfte so laut, als ob eine schon aus der Ferne fühlbare, ihm noch unbekannte Gefahr über ihm schwebe und sein Blut stocken mache, das sonst immer so flüssig und ruhig durch seine Adern kreiste.

„Ja, wer mochte das sein?“ fragte er sich noch einmal im Stillen, aber er stand dabei unbeweglich, wie gebannt am Fenster und schaute halb athemlos in den Hof hinab, als ob er nochmals auf eine neue Erscheinung warte. Auch dauerte es nicht lange, da kamen aus dem Portal einige Diener zum Vorschein, sprachen mit den Ordonnanzen, welche die Pferde hielten, und gleich darauf wurden diese abgeführt und nahmen unter der Leitung eines Schloßdieners den

Weg wieder über den Hof, um vermuthlich nach den Ställen gebracht zu werden.

„Was mag das zu bedeuten haben?“ fragte sich Godefroy von Neuem. „Offenbar ist es ein vornehmer Besuch oder vielleicht gar ein Verwandter Margots. Es muß eine hohe Person sein, denn sonst würde nicht Alles im Schloß in eine so auffallende Bewegung gerathen sein und man würde ihm nicht die Hauptpforte geöffnet und die im oberen Stockwerk befindlichen Staatszimmer gelüftet haben.“

Godefroy war nicht mehr neugierig allein, sondern schon ängstlich geworden, so daß ihm das Herz in der Brust in immer heftigeren Schlägen pochte. Schon wollte er nach dem Glockenzug greifen und Etienne zu sich bescheiden, um ihn auszufragen, da besann er sich und bezwang seine Besorgniß so weit wie möglich, indem er sich sagte, daß Etienne jetzt so gut wie die anderen Hausdiener anderweitig beschäftigt sein werde, und so wolle er in Geduld abwarten, was sich nun alsbald ereignen würde.

Und es sollte sich wirklich etwas ereignen, doch seine Geduld dabei auf eine harte Probe gestellt werden, denn es dauerte fast zwei Stunden, bis etwas Neues und wieder ganz Unerwartetes geschah. Aber diese zwei Stunden waren für Godefroy qualvoll genug, sie schienen ihm eine Ewigkeit zu dauern, zumal keiner der vielen Diener, den er hätte befragen können, was das Alles da unten und da drüben zu bedeuten habe, in dieser Zeit zum Vorschein kam.

So blieb er denn wieder wie an das Fenster gefesselt stehen und schaute unverwandt nach der Haupt-

front des Schlosses hinüber, das ihn mit seinen verhangenen Fenstern immer so geheimnißvoll angeschaut und heute mit einem Mal — so kam es ihm wenigstens in seiner aufgeregten Phantasie vor — seine so wohl behüteten Geheimnisse enthüllen zu wollen schien. Ja, was war denn jetzt noch daran zu sehen, was zog seine Blicke, sein heftig pochendes Herz so mächtig hinüber? Nichts, nichts war daran zu sehen, als höchstens einer der Adjutanten des vornehmen Offiziers, die dann und wann an eines der Fenster traten und gleichgültig in den ihnen wahrscheinlich sehr kahl erscheinenden Hof hinabblickten. Sonst ging im Innern des Schlosses Alles unsichtbar für den armen Lauscher vor, und während er auf jede Regung darin achtete, achtete Niemand auf ihn, der mit immer banger klopfendem Herzen und haarscharfen Augen vergebens durch die starren, stummen Wände zu dringen versuchte.

Dabei kam ihm noch etwas Anderes sehr seltsam vor. In dem Schloßflügel, den er bewohnte, war es früher bei Tage immer ziemlich regsam hergegangen, er hatte bald diesen, bald jenen Diener oder eine der geschwätzigen Mägde, deren Tritte und Stimmen er alle zu unterscheiden vermochte, Treppauf und ab steigen, sich gegenseitig zurufen und mit einander sprechen hören, heute aber war mit einem Mal Alles darin verstummt und die tiefste Stille herrschte auf dem Corridor und der Treppe, als ob das ganze Haus plötzlich ausgestorben wäre.

Um sich zu überzeugen, daß Niemand vor seiner Thür, trat er wiederholt auf den Corridor hinaus, ging bis an die niederwärts führende große Treppen-

flucht und schaute sich nach irgend einem lebenden Wesen um; indeß war Niemand zu bemerken und auch als er mit scharfem Ohr nach irgend einer Bewegung lauschte, vernahm er nichts, was die Anwesenheit eines Menschen verrathen hätte. Da aber, als er eben wieder in sein Zimmer zurückkehren wollte, kam es ihm vor, als ob ein bespornter schwerer Fuß die Treppe erstiege, die nach seinem Stockwerk führte, und augenblicklich stand er wieder still und schaute hinab, um den etwa Kommenden zu erspähen und nach der Bedeutung des Vorgehenden auszuforschen.

Er hatte sich nicht geirrt; im unteren Corridor, wo die Damen wohnten, sah er wirklich einen der vorher angelangten Chasseurs stehen, der ein paar kleine Gepäckstücke in der Hand trug und sich rings umblickte, als suche er etwas.

Godefroy, seine Neugierde nicht länger bezwingend und von einem unwillkürlichen inneren Impulse getrieben, trat einige Stufen hinab, dem Reiter entgegen, der augenblicklich seinen schweren Helm abgelegt hatte und eine bequeme Soldatenmütze trug. Dann fragte er laut hinab, ob er vielleicht Jemanden suche, dessen Wohnung er ihm zeigen könne?

Kaum hatte der kaiserliche Krieger die Frage vernommen, die ihm die Anwesenheit eines Schloßbewohners verrieth, so stieg er einige Stufen zu Godefroy empor, und als er die hohe Gestalt und die imponirende Miene eines so fein gekleideten Herrn sah, den er für einen zufällig anwesenden Gast halten mochte, verneigte er sich höflich und wollte eben eine Frage aussprechen, als Godefroy ihm zuvorkam und fragte:

„Wen suchen Sie hier?“

„Ich suche die Kammerjungfer der Frau Herzogin,“ sagte der Chasseur ehrerbietig, „die hier irgend wo wohnen soll, wie man mir gesagt, und ich bin beauftragt, ihr diese Schachteln zu übergeben.“

„Wessen Jungfer?“ fragte Godefroy, der nicht recht gehört zu haben glaubte.

„Der Frau Herzogin!“ lautete es nun ganz deutlich von den bärtigen Lippen des Soldaten.

Godefroy erstarrte das Blut in den Adern, seine Kniee bebten und seine Lippen vermochten eine Minute lang kein Wort hervorzubringen. Endlich ermannte er sich und, dem Chasseur fest in die Augen sehend, sagte er:

„Sagen Sie mir, wenn Sie es wissen: wer ist der Offizier im grauen Mantel mit dem Federhut, der in das Schloß da drüben getreten ist?“

„Es ist der Herr Marschall . . ., Herzog von . . .,“ erwiderte der Soldat, „und er hat doch wohl ein Recht, in sein eigenes Haus zu treten, nicht wahr?“

„Gewiß,“ stammelte Godefroy weiter, „aber sagen Sie mir noch einmal — ist es denn sein eigenes Haus, in das er getreten ist? Hier wohnt ja die Comtesse de Saintclair —“

„Ah ja,“ unterbrach ihn der Reiter, noch immer sehr höflich, obgleich er sich gewiß ungern so lange aufgehalten sah — „ich erinnere mich — die Frau Marschallin, ich meine die Herzogin von . . . ist eine geborene Comtesse de Saintclair, und sie besucht eben ihr Gemahl, der gestern aus Rußland und Deutschland zurückgekehrt ist und in höchstens einer halben

Stunde wieder nach Paris reitet, um beim Kaiser zu diniren, wozu er, wie ich bestimmt weiß, heute eingeladen ist.“

Godefroy hatte genug gehört und vermochte kein Wort mehr über die Lippen zu bringen. So winkte er dem Chasseur nur mit der Hand, ohne ihm den erwarteten Bescheid über Jeanne's Wohnung zu geben, und stürzte mit schwindelnden Sinnen und wankenden Knieen in sein Zimmer zurück, wo er wie gebrochen in einen Sessel sank. Was er nun hier eine Stunde lang that, was er dachte, was er empfand, er wußte es selber nicht, und niemals hat Jemand ein Wort darüber von ihm erfahren; nur soviel war gewiß, er schien sich selbst vernichtet und durch und durch empfindungslos zu sein.

Aus diesem seinem apathischen Zustande wurde er jedoch plötzlich wieder aufgestört. Durch das noch immer offenstehende Fenster hörte er ein neues Geräusch an sein Ohr dringen und augenblicklich war er aus seinem Traumleben erwacht und wider Willen in das Leben da draußen zurückgerissen. Wie eine Feder sprang er von seinem Sitze auf und ja — er kam gerade zur rechten Zeit, um das Neuste zu sehen, was eben auf dem Hofe vor dem Portale und im vollen Bereiche seiner Augen vorging. Das Geräusch, welches ihn aufgestört, rührte von den Huftritten der Pferde her, die man wieder herbeiführte und auf dem breiten Wege in angemessenen Zwischenräumen aufstellte. Dann aber trat zuerst der martialische Offizier mit dem Federhut, diesmal ohne Mantel, den ihm eine Ordonnanz abgenommen, aus dem Portal, und

Godefroy sah, wie seine großen Orden, die er auf beiden Seiten der Brust trug, in der Sonne blitzten, als er in's Bereich ihrer Strahlen kam. Ja, o ja, es war dies also der berühmte Marschall . . , der Herzog von . . ., für den armen Godefroy Strozzi aber der fürchterliche Mann, der ihm so eben durch seine bloße Erscheinung das Paradies des Lebens in eine trostlose Oede verwandelt. Diesmal trat er jedoch nicht allein aus dem Schloß, sondern an seiner Seite ging — ein herzbrechender Anblick für den bebenden Zuschauer am Fenster — eine jetzt wachsbleiche Frauengestalt, die nur mit Mühe die Augen aufzuschlagen vermochte, und wie sie nun so verstört und in sich gekehrt, so bleich und im Innersten tief bewegt neben ihm stand, erkannte Godefroy in ihr kaum seine — ach, war sie es denn noch? — seine angebetete Freundin, die für ihn bisher so schuld- und makellose Margot, die Comtesse de Saintclair wieder.

Der Marschall neigte sich mit sehr verbindlichen Geberden zu ihr hin und sprach einige Worte mit ihr, dann ergriff er ihre weiße Hand, beugte sich ehrerbietig darauf nieder und küßte sie zweimal, worauf er sich wieder rasch von ihr abwandte, und, ohne einem der umherstehenden Diener einen Gruß zu spenden, an sein Pferd trat, dessen Zügel und Steigbügel schon eine der Ordonnanzen hielt. Mit einem mächtigen Schwung saß er im Sattel und kaum hatte er die Zügel erfaßt, so galoppirte er von dem Hofe fort und hinter ihm her die ganze Cavalkade, die dem ihr nachschauenden Godefroy wie eine düstere Gewitter-

wolke erschien, die nur Verderben und Elend hinter sich gelassen und weiter hinaus über die fruchtbaren Felder jagte, um vielleicht auch dort neues Verderben und Elend hervorzurufen.

Godefroy hatte gerade noch so viel Kraft, um diese Gewitterwolke zu verfolgen, bis sie verschwunden war, dann taumelte er in das Zimmer zurück und sank wieder in seinen Sessel, die Augen mit beiden Händen bedeckend, als wolle er nichts mehr sehen, was außer ihm in der für ihn verlorenen Welt vor sich ging.

Kaum aber saß der unglückselige Mann so in sich und seinen Schmerz versunken da, da wurde seine Thür heftig aufgerissen und herein stürzte mehr als er ging, Etienne mit bleichem Gesicht und verstörter Miene, ohne im ersten Augenblick ein Wort sprechen zu können, denn auch seine Lippen bebten vor innerer Bewegung. Nur einen einzigen Blick warf er auf den wie gelähmt vor ihm sitzenden Mann und er hatte im Nu Alles begriffen, was in der Seele desselben vorgegangen war und noch vorging.

Da aber fand Etienne zuerst die Worte wieder und, sich vor Godefroy Strozzi hinstellend, griff er nach seinen Händen und zog sie ihm von dem todtenbleichen Gesicht fort. „Herr Strozzi," rief er fast flehend, „Herr Strozzi, hören Sie mich! Es ist etwas ganz Unerwartetes, etwas Seltsames geschehen — die Comtesse —"

„Etienne!" schrie Godefroy mit einem wahren Angstruf auf, und nun hatte er sich wieder in etwas gefaßt, denn die Spannung: die Wahrheit, die ganze

Wahrheit aus Etienne's Munde zu vernehmen, gab ihm die Kraft zum Reden wieder. „Etienne," fuhr er mit einer den Diener bis in's Innerste ergreifenden, rührend weichen Stimme fort, „Sie sind immer ein treuer, ehrlicher Diener und mir auch zugethan gewesen — ich weiß es — sprechen Sie jetzt auch ehrlich — hat mir der Mann, der Chasseur, der die Herren hierher begleitet, die Wahrheit gesagt?"

„Was hat er Ihnen denn gesagt?" stammelte Etienne mit kaum verständlicher Stimme.

„Ist jener Herr mit dem Federhut," fuhr Godefroy fort, ohne auf seine Frage zu achten, „der eben der Comtesse die Hand geküßt, ist er der Marschall . . ., der Herzog von . . ., und ist er — der Gemahl der Comtesse?"

„Wie?" rief Etienne in höchster Betroffenheit aus. „Also Sie wissen es schon? O mein Gott, dann habe ich Ihnen ja gar nichts mehr zu sagen als das: Ja, er ist der Marschall . . ., der Gemahl der Comtesse. Er hat uns Alle mit seinem Besuch überrascht, denn der Chasseur, der seine Ankunft melden sollte, ist eine Stunde in der Irre umher gerritten und erst mit dem Marschall zu gleicher Zeit hier angelangt. Aber nun — nun hören Sie mich — ich habe Ihnen doch noch etwas zu sagen —"

„Nichts, nichts mehr!" drang es wie ein tonloser Weheruf aus Godefroy's kochender Brust. „Gehen Sie, verlassen Sie mich, ich will nichts mehr hören, ich verstehe nicht mehr, was man mir sagt; ich muß — mit mir — und meinem Gott allein sein."

Etienne stand wie versteinert vor dem also Redenden und sah mit starrem, mitleidigem Blick auf den so gewaltig erschütterten Mann nieder, der jetzt so still vor ihm saß und das Gesicht wieder in seinen Händen verbarg. Dann, begreifend, daß er viel zu schwach sei, um hier etwas helfen zu können, griff er sich wie ein Verzweifelnder in seine Haare, schüttelte den Kopf und rannte aus der Thür, die Treppe hinab, um ohne Verzug seiner Gebieterin zu verkünden, was er eben geschaut und gehört, in welcher traurigen Verfassung er eben ihren Freund, ihren geliebten Freund gefunden, und um sie zu bitten, ihm Beistand und Trost zu bringen, wenn dieselben noch zu bringen wären.

Drittes Capitel.

Der Comtesse Margot de Saintclair Lebensgeschichte.

Es vergingen nur wenige Minuten, die der unglückliche junge Mann, noch immer auf dem Sessel sitzend, in einem fast gedanken- und empfindungslosen Zustande verbrachte. In seinem Hirn wirbelte es wie in einem Chaos durcheinander, seine Pulse flogen und vor seinen Augen flimmerte Alles, worauf er sie richtete, so daß er nichts zu erkennen, nichts zu unterscheiden vermochte. So war sein ganzes Innere

zerrüttet und die Welt um ihn her hatte allen ihren Glanz, ihre Freude und ihre Sonne verloren; nichts als Schatten, Nebel und Wolken umgaben ihn, die er mit seinen wankenden Sinnen nicht mehr durchdringen konnte, so tief, so grundlos tief war der ehemals so starke Mann erschüttert, und nichts war um ihn und in ihm, was ihn über sich selbst erheben und seinem Elende hätte entreißen können, das ihm gränzenlos wie der sonnige Himmel erschien, der da draußen vor Aller Augen funkelte und seine Pracht und sein wonniges Licht nur für ihn vergebens ausstreute.

Da wurde er plötzlich aus seiner inneren Versunkenheit aufgeschreckt und in das äußere Leben zurückgeführt. An der Tapetenthür, die nach dem unteren Stockwerk führte — o, wie oft hatte sie sich ihm geöffnet, wenn er seinem höchsten Erdenglück entgegen eilte! — ließ sich ein leichtes Rauschen vernehmen, wie es nur seidene Frauenkleider hervorbringen, und für dieses ihm wohlbekannte Geräusch hatte sogar in diesem schrecklichen Augenblick sein inneres Ohr noch Empfängniß und Sinn, und es war ihm mit einem Mal zu Muthe, als höre er eine Stimme vom Himmel, eines Engels Stimme, die allein die Erlösung von aller irdischen Pein ihm verkünden könne. Denn wer konnte die Frau sein, die hinter dieser Thür dieses Rauschen vernehmen ließ? O, es sagte ihm sein laut schlagendes Herz, wer sie war, es konnte nur die Eine, die Einzige sein, um die sich jetzt, wie um die Achse seines Lebens, alle seine Gedanken drehten. Wie eine Stahlfeder und als wären alle seine Kräfte auf einen Schlag wieder in ihn zurückgekehrt, sprang er daher

von seinem Sitze auf, eilte zu der noch verschlossenen Thür hin und wollte eben an die ihm bekannte Feder drücken, als sie schon aufging und Margot, ja, seine geliebte Margot selbst, bei ihm in's Zimmer trat.

Aber ach, wie sah das schöne, junge und sonst immer so heiter blickende Weib in diesem Augenblick aus! Ihr Gesicht war bleich, wie vorher auf dem Hofe neben dem Marschall, aber es schaute nicht mehr so kalt, so gleichgültig auf ihre Umgebung hin wie vorher, nein, jetzt war es von Thränen überschwemmt und der größte, leidenschaftlichste Schmerz, verbunden mit der innigsten, zärtlichsten Sorge, prägte sich auf allen ihren Zügen aus.

Kaum aber hatte Godefroy nur einen Blick auf dieses von Thränen und Kummer verstörte und doch noch so schöne Gesicht geworfen, das ihm schon durch seinen Ausdruck allein Alles, was er erfahren, von Neuem bestätigte, so verließen ihn wieder seine Kräfte und er sank abermals in seinen Sessel und starrte nur auf die hoch aufgerichtet dastehende Gestalt hin, die ihre zusammengefalteten Hände zu ihm erhob, als wolle sie ihn anflehen, den ungeheuren Schmerz, der ihn so sichtbar durchwühlte, von sich abzuschütteln und wieder mit froheren Blicken in das vor ihm liegende Leben zu schauen. Als sie aber den trostlosen Ausdruck seiner Mienen und die Kraftlosigkeit seines sonst so starken Körpers wie im Fluge bemerkte, trat ihr Alles vor die Seele, was in den letzten Stunden über ihren armen Freund hereingebrochen, sie fühlte mit ihm, was er gelitten, und so, von Zärtlichkeit,

Mitleid und Reue gedrängt, stürzte sie vor ihm nieder, umfaßte mit beiden Armen seine Kniee und rief:

„Godefroy! Mein lieber, mein theurer Godefroy! O, was sehe ich! Wie hat man Dir gegen meinen Willen so wehe gethan! Ach — Du weißt es also schon?“

„Ja,“ stammelte er, seine Hände wieder vor die Augen drückend, als bebe er vor dem flehenden Blick zurück, der sich aus ihren thränenerfüllten Augen in seine Seele bohrte — „ich weiß — Alles, Alles — Du bist kein Mädchen, keine Dir selbst gehörende freie Person, wie ich geglaubt, sondern eine Frau — ach! eine verheirathete Frau, das heißt für mich: die Frau eines Anderen — und ich, was bin ich?“ fügte er mit lautem Jammerton hinzu.

Da zog sie ihm mit einer raschen Bewegung die Hände vom Gesicht, sah ihn mit ihrem alten zärtlichen Lächeln liebevoll an und sagte mit einem Nachdruck, der ihre ganze starke Seele enthüllte: „Was Du bist, fragst Du? O, wenn Du das nicht selber weißt, so will ich es Dir sagen: Du bist, was Du immer warst und bleiben wirst — mein Freund, mein geliebter, mein — ewig geliebter und einziger Freund!“

„Nein, Margot,“ erwiderte er und nun kam allmälig seine alte Ruhe wieder über ihn und sein männlicher Geist arbeitete sich mächtig durch die düsteren Wolken des ihn erfüllenden Wehs empor, „nein, Margot, darin kann ich Dir nicht beistimmen und Du darfst nicht beschönigen, was nicht beschönigt werden kann und darf. Ich sehe meine Stellung und mein Verhältniß zu Dir ganz anders an und benenne sie

mit dem einzigen rechten Namen. Ja, ich war Dein Freund — in meinem Herzen bin ich es noch, sogar immer und ewig — aber vor den Augen der uns umgebenden Welt darf ich es nicht mehr sein, denn ich bin im Grunde nur ein Mann — und dafür halte ich mich selbst und muß ich mich halten — ein Mann, sage ich, der — die Ehe gebrochen hat —"

„Halt ein!" schluchzte Margot mit flammenden Blicken auf und umfaßte seine beiden Hände mit den ihrigen, um sie gegen ihre Brust zu pressen, „nein, Godefroy, nein, um Gottes und unserer Liebe willen, halt ein! Du bist nicht ein Mann, der, wie Du sagst, die Ehe gebrochen hat, denn Du wußtest ja gar nicht, daß eine Ehe — mag sie beschaffen sein wie sie will — vorhanden war. Du bist allein den Geboten der Liebe gefolgt und ich — ja, ich eben so, denn ich hatte ein Recht dazu, Dich zu lieben und Deine Liebe entgegenzunehmen, da ich so gut — Du wirst es nachher erfahren — wie nicht verheiratet bin. Mein einziges Vergehen hierbei ist nur das — o, hätte ich mehr auf Joachime's Mahnungen geachtet! — daß ich Dir verschwieg, in welcher Lage ich mich befand, aber hundertmal habe ich es Dir vertrauen wollen, immer jedoch schob ich es auf eine spätere Stunde hinaus, die endlich heute Mittag schlagen sollte, denn Deine ernste, reine, unschuldige Miene, Dein mir bekanntes Rechts- und Pflichtgefühl schreckte mich so lange davon zurück und machte mich stumm, wo ich zu reden geneigt und schon Deinet- und meinetwegen verpflichtet war."

„O, o, o!" rief Godefroy im tiefsten Seelenschmerze aus, „warum hast Du das nicht gethan, mir nicht

Alles, Alles früher gesagt, da es noch Zeit, damals, als ich Dir noch nicht so nahe getreten war! Nun kann ich den Schritt nicht mehr zurückthun, der mich und Dich in's Verderben geführt hat."

„Halt ein, sage ich noch einmal!" rief sie mit erhobener Stimme und ein unnennbares Weh verrathenden Augen, die in ihres Freundes Innerstes zu dringen strebten, „nichts von Verderben, gar nichts, mein Freund! Du irrst Dich in Allem und bürdest mir eine Schuld auf, die ich nicht begangen habe. Allerdings schwieg ich, und ich sage Dir ja, darin verging ich mich allein, aber Du brauchtest es damals nicht zu wissen, es war nicht nöthig, Geliebtester, auch fiel es mir, als wir uns noch nicht ganz gehörten, gar nicht ein, Dir mein Geheimniß zu eröffnen, denn von dem Augenblick an, wo ich Dich zu lieben begann — und das war gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft — hatte ich vergessen, daß ich — das fragliche Weib eines Anderen war, wenigstens seinen Namen trug, und dachte allein nur daran, Dich zu gewinnen, um Dein zu bleiben bis in alle Ewigkeit. Doch, Dir das zu erklären, bin ich jetzt hierhergekommen. Was ich Dir heute um zwei Uhr sagen wollte, sollst Du jetzt hören, obgleich es leider zu spät ist, Dich vor dem allzu früh über Dich hereingebrochenen Unheil zu bewahren. So sollst Du denn endlich meine Lebensgeschichte vernehmen, und wenn Dir meine seltsame Lage, mein Verhältniß zu dem Marschall klar geworden ist, dann, magst Du mich auch in manchen Dingen tadeln, wirst Du mich wieder lieben wie vorher, gewiß aber nicht verurtheilen, wie Du es jetzt zu thun

scheinst, wenn ich mir Deine Miene, Deine Blicke und Worte richtig deute.“

Sie hatte das hastig und fast heftig gesprochen, aber doch drangen die Laute ihrer innigen Liebe aus jedem Wort, aus jedem Ton heraus, und Godefroy wußte kaum, was er von ihr denken, was glauben sollte, denn sie hatte es mit einer Wärme und dem Ausdruck innerer Wahrheit gesprochen, daß er ihr nur zu gern geglaubt hätte, wenn es sich mit seinen so fest in ihm wurzelnden Ansichten über Recht und Pflicht, über erlaubtes und unerlaubtes Zusammenleben mit einer ihm nicht allein gehörigen Frau vertragen hätte.

Auch sah sie ihn innerlich schwanken, denn sie verstand auf seinen Mienen zu lesen, was in seinem Herzen vorging, einem Herzen, das ihr fast so gut wie das eigene bekannt und zugänglich war. So blieb sie auf ihren Knieen vor ihm liegen, drückte seine Hände wieder an ihre Brust und schmiegte sich fest und immer fester an ihn an.

Godefroy blickte mit schmerzerfülltem Auge auf sie nieder und nun fing er an, ein tief inneres Mitleid mit ihrem qualvollen Zustande zu empfinden. Er strich ihr die Locken, die sich von ihrem Kopf gelöst, aus dem Gesicht, und dabei rollten zwei große Thränen, die er nicht mehr zurückhalten konnte, über seine Wangen, die sie schnell mit ihren Lippen auffsog und dann mit innigem Tone sagte:

„Ich bitte Dich jetzt nur um Eins, mein Godefroy. Bewahre Deine Ruhe, wie Du sie augenblicklich hast, bis ich mit meiner Geschichte zu Ende gekommen bin.

Gieb Dich nicht wieder dem Schmerze, der Verzweiflung hin, denn Du brauchst nicht zu verzweifeln. Ich werde Dir Alles so klar und durchschaulich darstellen, wie es in Wirklichkeit ist, und Du wirst daraus erkennen, daß es weit von dem abweicht, was Du Dir augenblicklich denkst. Nur das Eine will ich Dir noch vorher sagen, um Dich ganz zu beruhigen: die Rettung Deiner Ehre, Deines reinen Gewissens, Deiner edlen Mannespflicht, die ich ja an Dir kenne und die Du befleckt zu haben glaubst, halte ich in meiner Hand und bald wirst Du erfahren, daß ich ein Recht hatte, Dich zu lieben — ja, Dich zu besitzen, Dir zu gehören, und daß Du ein Recht hattest, mich wieder zu lieben und zu besitzen, welches Dir Niemand, Niemand auf der Welt streitig machen kann und wird. Doch nun höre mich ruhig an, ich bitte Dich noch einmal darum."

„Ich höre," sagte er mit seiner alten Sanftmuth, „und ich bin auch ruhig genug dazu. Aber willst Du Dich nicht dort auf das Sopha setzen? Ich setze mich zu Dir — es ziemt Dir, der Marschallin . . ., der Herzogin von . . . nicht, hier vor mir, dem armen Landmann aus Unterseen zu knieen — "

„O nein, o nein!" rief sie, ihn fester umklammernd aus. „Nichts von einer Marschallin, einer Herzogin — ich bin hier nur Margot, Deine Margot — ein liebendes Weib einem geliebten Manne gegenüber — und als solchem ziemt es mir, ja es beglückt mich — auf meinen Knieen zu bleiben, wo ich bin. Also laß mich in dieser Lage, sie thut mir wohl, hier gehöre ich her, denn ich habe Dir demüthiglich abzubitten, daß ich Dir, was Du wissen mußtest, so lange ver-

schwieg, und das ist, ich wiederhole es, mein einziges Vergehen, ein anderes habe ich weder gegen Dich noch einen Anderen begangen."

„Auch nicht gegen Gott?" fragte Godefroy ihr voll und fest in die Augen sehend.

„Auch nicht gegen Gott, mein Freund; denn Er weiß, wie ich und der Marschall weiß, daß ich rein bin vor Ihm, also auch rein vor Dir und aller Welt, wenn diese Welt eben wüßte, wie es mir in meinem Leben ergangen ist und den Stein, wie leider so oft, nicht gegen Schuldlose aufzuheben liebte. Und nun will ich Dir meine Geschichte erzählen. So höre denn:

„Ich bin die Tochter eines alten, aber durch Mißgeschick allerlei Art heruntergekommenen und verarmten hugenottischen Adelsgeschlechts aus der Bretagne, wo der Name der Grafen von Saintclair von jeher eine Bedeutung gehabt, von der man sich unter der Herrschaft Napoleons nichts mehr träumen läßt, da dieser einen Genuß darin fand, den wahren alten Adel Frankreichs auszurotten und dafür einen neuen zu schaffen, der meist aus den ihm dienstbaren Creaturen oder solchen Leuten besteht, die ein ähnliches weites Gewissen haben wie er, der gewaltige Corse.

„Meine Eltern verlor ich leider sehr früh; meinen Vater, als ich kaum geboren war, auf der Guillotine, denn er war ein treuer Anhänger der Bourbons und sprach seine politische Meinung offen wie ein edler und braver Mann aus, was freilich heutzutage von den Gewalthabern für die größte und dummste Sünde gehalten wird. Meine Mutter, die unmittelbar nach dem Tode meines Vaters mit mir nach England ge-

flüchtet war, um den Schutz wohlhabender Verwandten aufzusuchen, zu denen auch Frau von Brissac gehörte, starb wenige Jahre darauf vor Gram über den Verlust meines Vaters und das unsichere Geschick meiner drei Brüder, die, noch sehr jung, fern von Paris unter dem Schutze eines uns ergebenen braven Landedelmanns auferzogen und später, nachdem die Schrecken der Revolution vorübergerauscht, in der Militär-Schule zu Brienne zu Offizieren herangebildet wurden, als welche sie auch später in die Armeen der Republik traten, um unter Napoleons allmälig aufgehendem Stern endlich ihr zwar ruhmvolles, aber zu frühzeitiges Ende zu finden.

„Als meine Mutter gestorben war, behielt Frau von Brissac, die zwanzig Jahre älter ist als ich, mich bei sich und wir gewannen uns so lieb, daß wir uns nicht mehr zu trennen beschlossen; und Du siehst, wie treulich wir diesen Beschluß bis auf den heutigen Tag gehalten haben. Frau von Brissac stammte auch aus einer den Bourbonen anhängenden Familie in der Bretagne, hatte ihren Mann, der als Oberst in der republikanischen Armee gedient, früh verloren, war leidlich bemittelt — damals viel mehr als ich — und besitzt in der Nähe von Dreux noch jetzt ein kleines rentables Gut, Maison rouge genannt, das sie durch einen entfernten Verwandten verwalten läßt, der, als ein armer, aber braver Mensch, durch ihre Güte zu einigem Wohlstande gelangt und ihr noch heute eben so dankbar dafür ergeben und zugethan wie früher ist.

„Unter dem Consulat kehrte Frau von Brissac mit mir wieder nach Frankreich zurück; wir wohnten Beide

auf Maison rouge, lebten glücklich und zufrieden mit einander und hier wuchs ich allmälig heran, einfach, aber sittsam erzogen, vor allem Bösen behütet und ohne alle Ahnung, daß mir ein Loos beschieden sei, welches die oberflächlich urtheilende Welt freilich für ein großes und schönes hält, mir aber in meinem bescheidenen und anspruchslosen Sinn von jeher als kein besonders wünschenwerthes erschien.

„Als ich siebzehn Jahre alt geworden war, und das ist jetzt beinahe drei Jahre her, trat gegen alle Erwartung eine wichtige Veränderung in meinem Leben ein. Napoleon war längst Kaiser von Frankreich geworden und unter ihm hatten, wie gesagt, meine drei Brüder und mehrere meiner Vettern gedient und geblutet; gerade ein Jahr vorher war mein jüngster und letzter Bruder in der Schlacht bei Wagram erschossen worden und mit ihm erlosch die Linie der Grafen von Saintclair für immer.

„Als Napoleon hörte, daß der letzte der Saintclairs, von denen er wußte, daß sie Legitimisten und also keine eigentlichen Anhänger seiner Person waren, ihm aber als brave Franzosen redlich gedient hatten, gefallen war, soll er, so erzählte mir später der Marschall, betrübt den Kopf geschüttelt und gesagt haben: Das thut mir leid. Giebt es denn gar keine so achtbaren Legitimisten wie diese Saintclairs mehr, die alle ihr Blut für mich und unsern Ruhm verspritzt haben? Ist die Familie nun ganz ausgestorben oder lebt noch irgend wo ein Sproß davon? — Als man ihm darauf sagte, daß die männlichen Glieder der Familie zwar alle gefallen, aber die letzte Erbin der

Saintclairs noch lebe und zwar in Verhältnissen, die nicht die glänzendsten wären und sich erst verbessern würden, wenn ein nach England emigrirter unverheiratheter alter Onkel mütterlicher Seits stürbe, erkundigte er sich genauer nach mir und gab einem seiner vertrautesten Anhänger, einem Kammerherrn, der ihn überall hin begleitete, den Auftrag, mich nicht aus den Augen zu verlieren und ihm von Zeit zu Zeit zu berichten, wie es mir gehe, wo ich mich aufhalte und unter welchen Verhältnissen ich ferner lebe.

„Dies mag auch geschehen sein und ich habe sogar die sichersten Beweise in der Hand, daß Napoleon erfuhr, was aus mir geworden war und wo und bei Wem ich meinen Aufenthalt genommen. Um aber zuerst auf jenen alten Onkel in England noch einmal zurückzukommen, so will ich nur erwähnen, daß derselbe erst vor einem Jahre starb — es wäre vielleicht ein Glück für mich gewesen, wenn er früher gestorben — und mir sein ganzes Vermögen hinterließ, wodurch ich zu einer Zeit, wo ich dessen kaum noch bedurfte, eine reiche Frau geworden bin, die mit ihren Mitteln schalten und walten kann, wie sie will und keines anderen Menschen Vermögen bedarf, wenn der Marschall auch später in seiner Hochherzigkeit mir das seinige zu Füßen legen wollte.

„Nun, damals, als man Napoleon die letzte Kunde von mir brachte, war ich noch blutarm, und als er das hörte, beschloß er mich reich zu machen, jedoch auf eine Weise, die mir am wenigsten genehm sein konnte und gewiß auch nicht war. Genug, er ließ an Frau von Brissac schreiben, daß sie mit mir nach

Paris kommen solle, wo er sich damals aufhielt, und daß er wünsche, mich persönlich kennen zu lernen, um für mich zu sorgen, wie er es früher in Gegenwart einiger seiner Getreuen gelobt hatte.

„Joachime sowohl wie ich waren über diesen unerwarteten Befehl, denn als etwas Anderes konnte die Aufforderung nicht betrachtet werden, erschrocken, aber nach einiger Ueberlegung gehorchten wir. Wir kamen vor zwei und einem halben Jahre in Paris an, bezogen eine kleine bescheidene Wohnung in Auteuil und theilten dem Kammerherrn Napoleons, der uns den Befehl seines Herrn zugesandt, unsere Ankunft in der Stadt mit. Tages darauf schon besuchte er uns und berichtete, daß Seine Majestät mir sehr wohl wolle und daß ich klug handeln würde, wenn ich mich fügte und das kostbare Geschenk ohne Widerspruch annähme, welches er mir in seiner kaiserlichen Großmuth zu bieten geneigt sei. Er habe bereits den Wunsch geäußert, mich bald zu sehen und ich solle mich darauf vorbereiten, ihm bei der Gräfin . . ., deren geselligen und damals berühmten Cirkel er bisweilen mit seiner Gegenwart beehrte, vorgestellt zu werden. Die Gräfin selbst würde mich in den nächsten Tagen besuchen und mir das noch etwa Nothwendige mittheilen, dazu sei sie von Napoleon selbst beauftragt, und ich könne daraus entnehmen, ein wie großes Gewicht er auf die ganze Sache lege.

„So war ich armes unschuldiges Wesen denn also ein Spielball in der Hand des Mächtigsten der Erde geworden, aber ich ging mit ziemlichem Gleichmuth dem über mich verhängten Schicksal entgegen, da ich

mir ja nicht denken konnte, daß Napoleon auf eine Weise für mich sorgen würde, die mir nicht genehm sein könne.

„Es vergingen keine acht Tage, da besuchte mich der Kammerherr des Kaisers abermals und in seiner Begleitung befand sich die genannte Gräfin, in deren Hotel die Vorstellung vor dem Kaiser stattfinden sollte. Ich schöpfte neuen Muth, als ich diese liebenswürdige und geistreiche Frau sah, denn sie erwies mir eine so liebevolle Aufmerksamkeit, daß ich fast gerührt war, ihre Lobpreisungen der Gnade des großen Kaisers für baare Münze nahm und versprach, mich in alle Anordnungen zu fügen, die sie mir noch zu ertheilen so gütig sein würde. Es wurde zwischen uns festgesetzt, daß ich mich in Begleitung der Frau von Brissac am nächsten Tage, Abends neun Uhr zu der Gräfin zu begeben habe, wo Napoleon bestimmt erscheinen und daß ich somit nicht lange mehr in Ungewißheit über das mir zugedachte glänzende Geschick bleiben werde.

„Ich fuhr mit Joachime, die sehr still und nachdenklich war und der das Ganze nicht recht gefallen wollte, mit Herzklopfen zu der bestimmten Zeit zur Gräfin und erwartete mit großer Spannung den Augenblick, wo ich den großen Mann zum ersten Mal mit eigenen Augen sehen sollte, ihn, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, fast halb Europa beherrschte und nun auch für mich der Schöpfer eines neuen, mir noch unbekannten Glückes werden sollte. Ich trug ein einfaches weißes Kleid ohne allen Schmuck und meine Haare gerade so wie jetzt, ohne jeden Puder, in natür-

lichen Locken, die dicht und schwer über meinen Nacken fielen. Ich bemerkte sehr wohl, daß man mich, als ich in den glänzenden, von den schönsten Frauen und den höchstgestellten Männern Frankreichs gefüllten Salon der Gräfin trat, voller Erstaunen betrachtete, denn mein Aeußeres wich in Bezug auf Stoff und Glanz der Toilette weit von dem kostbaren Putz ab, den ich an allen den gerühmten Schönheiten von Paris wahrnahm. Allein ich ließ mich dadurch nicht irre machen, meine einfache Kleidung war mir ja von der Gräfin ausdrücklich vorgeschrieben worden, behielt meinen guten Muth bei und sah nur mit Spannung dem Augenblick entgegen, wo Napoleon in den Saal treten und auch mich in Augenschein nehmen würde.

„Endlich nach langem Warten kam er, nur von jenem Kammerherrn begleitet. Er trat mit hastigen Schritten herein, wie wenn er große Eile hätte, und sah sich gleich rings im Saale mit unverhohlener Neugierde um. Es machte sich augenblicklich eine seltsame Stille unter den Anwesenden bemerkbar, als der erhabene Monarch in die Versammlung trat, mit seinen durchdringenden Blicken mehrmals umherschaute, sich wiederholt flüchtig verneigte und dann mit der Dame des Hauses sprach, die ihm verschiedene Herren und Damen vorstellte, mit denen er sich, immer nur in kurzen, abgebrochenen Worten unterhielt. Endlich aber war auch an mich die Reihe gekommen, ihm vorgestellt zu werden, und nun trat die Gräfin in meine Nähe, faßte mich bei der Hand und führte mich zu dem Kaiser hin, zu dem sie mit einer tiefen Verbeugung Folgendes sprach:

„Sire, hier ist der letzte Sprößling des gräflichen Hauses der Saintclairs, den Sie zu sehen gewünscht, und die junge Comtesse ist entzückt, Ew. Majestät vorgestellt zu werden.“

„Das war ich nun in der That nicht, vielmehr war ich nur erstaunt, denn der kleine wohlbeleibte Mann mit dem Adlerblick und dem gelben Vollgesicht machte auf mich einen ganz anderen Eindruck, als ich erwartet hatte. Er ließ mir aber nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, sondern bot mir galant seinen Arm und führte mich in eine abseits gelegene Fensternische, wo er mit mir zu sprechen begann. Zuerst jedoch durchbohrte er mich fast mit seinen dunklen Augen, betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß, schwieg längere Zeit, als besinne er sich auf etwas, und sagte dann hastig und mit einem so sicheren und befehlshaberischen Ton, daß ich mich fast davon angefröstelt fühlte und alle meine Kraft aufbieten mußte, um ihn meine nicht gerade angenehme Empfindung nicht errathen zu lassen. War es mir doch, als ob das scharfe Auge des dicht vor mir stehenden Mannes bis in meine Seele dringen könne, und diese meine Seele, so unschuldig und harmlos, bebte, noch ehe er sprach, vor dem, was ich nun von ihm zu hören bekommen würde.

„Mein schönes Kind!“ begann er mit kurzem und scharfem Ton. „Man sagt mir, Sie seien durch den Tod aller Ihrer Angehörigen verarmt und ohne jeden männlichen Schutz. Das kann und darf nicht der Fall sein, denn wo so viel Schönheit und hoffnungsvolle Jugend vorhanden, muß es auch Mittel geben, sich

wieder aus dem Staube zu erheben und das Leben in aller seiner Süßigkeit und Annehmlichkeit zu genießen. Und diese Mittel denke ich gefunden zu haben und Sie werden Sie aus meiner Hand empfangen. Angenommen also, Sie seien wirklich so verwaist und arm, wie man sagt, so hat diese Armuth und Verwaisung von diesem Augenblick an aufgehört. Ich werde Ihnen einen stattlichen, reichen, mit Ehren und Ruhm überhäuften und noch dazu guten Mann aussuchen, dessen Gemahlin sie werden sollen. Und ich selbst, der ich Ihrer Familie, die Blut und Leben für mich gelassen, Dank schuldig bin, werde Sie wie meine Tochter ausstatten. Gehen Sie nun heute Abend ruhig nach Hause und denken Sie nicht mehr über Ihr Schicksal nach. Ich habe dasselbe in meine Hand genommen und werde es fortan selber leiten."

„Er sprach noch die letzten Worte mit sichtbarer Hast, da machte er mir schon eine leichte Verbeugung, ließ mich in meinem Winkel ganz allein stehen und begab sich zu einigen Damen, mit denen er nur noch wenige Worte wechselte, um sich dann eben so rasch zu entfernen, wie er vorher, einer Windsbraut gleich, eingetreten war.

„Ich war im ersten Augenblick ganz verwirrt und wußte nicht, was ich von dieser Sprache, diesem Benehmen denken sollte. Daß er sich meiner annahm, weil meine ganze Familie für ihn in den Tod gegangen, begriff ich, wie er aber dazu kam, mich ohne Weiteres mit irgend einer beliebigen Person zu verheirathen, um mich aus dem Staube, in den er mich versunken glaubte, zu erheben und zu beglücken, das begriff

ich nicht, denn in meinem Kopf und Herzen lebte eine ganz andere Vorstellung von Liebe und Glück in der Ehe, als er sie bei mir vorauszusetzen schien.

„Doch ich will mich nicht lange bei diesem Abend und meinen seltsamen Empfindungen darüber aufhalten und nur noch erwähnen, daß ich wie betäubt nach Hause kam und selbst in Joachime's zärtlichen Trostsprüchen, der ich jedes Wort berichtet, nicht den geringsten Trost fand. Wir Beide blieben die halbe Nacht auf und zerbrachen uns die Köpfe, welchen Mann er mir denn wählen könnte und ob derselbe auch geneigt sein würde, mir auf kaiserlichen Befehl seine Hand zu reichen, ohne sich versichert zu haben, daß ich ihn liebe und er die Hoffnung hegen könne, mit mir glücklich zu sein. Ich für meine Person dagegen gestand mir und Joachime ehrlich ein, daß ich nicht die geringste Neigung empfände, mich in so jungen Jahren zu vermählen, mochte der Erwählte sein wer er wollte, denn, wie gesagt, die Liebe war noch nicht an mich herangetreten, kein sympathischer Zug zog mich zu irgend einem Manne hin und mein Herz war so jungfräulich rein und frei, daß ich noch niemals daran gedacht, auch mir könne von der Vorsehung bestimmt sein, in eine Ehe zu treten, wie ich deren so viele um mich her sah, unter denen allen aber keine einzige war, die man eine glückliche hätte nennen können. Ich aber, ich, theuerster Freund, strebte nach Glück, nach reinem, menschlichem Herzensglück, und das schien mir von jeher weit eher in einer stillen Bauernhütte als in einem vergoldeten Palaste zu liegen, wo wohl Glanz, Reichthum und Flitter, aber

keine innere Zufriedenheit, keine Liebe, also auch kein Glück zu finden ist.

„So wenigstens hatte man mir gesagt, so hatte ich es oft genug gelesen und so dachte ich immer und empfand es, und so, theuerster Freund, denke und empfinde ich noch heute, nachdem ich jenen Glanz, jenen Flitter in den fürstlichen Palästen kennen gelernt und nicht die Zufriedenheit und das Glück darin gefunden habe, welches so viele von Eitelkeit und Genußsucht der Welt verblendete Frauen vergebens darin suchen.

„Doch genug davon. Zwei Tage nach jener Unterredung mit Napoleon ward mir in unserer Wohnung in Auteuil zur Mittagsstunde ein Herr gemeldet, der mich im Auftrage des Kaisers zu sprechen wünsche. Ich nahm ihn an, Joachime blieb mir zur Seite und gleich darauf trat herein — der Mann, den Du vorher hast kommen, mir nach kurzem Besuch die Hand küssen und wieder wegreiten sehen. Ja, es war der Marschall . . ., Herzog von . . ., und als solcher stellte er sich mir ohne Zögern vor. Er machte vom ersten Augenblick an, obgleich er ein ansehnlicher, stattlicher Mann mit einem mehr gutmüthigen als befehlshaberischen Gesicht war, keinen erwähnenswerthen, weder angenehmen noch unangenehmen Eindruck auf mich, aber eine laut und verständlich redende innere Stimme sagte mir: Wenn das der vom Kaiser mir auserwählte Ehemann sein sollte, so wird er es nie werden, wenigstens nicht, wenn er mit meiner Hand zugleich auch mein Herz verlangt.

„Nachdem er sich vorgestellt und ich ihm auch Frau von Brissac als meine Pflegemutter, Verwandte

und vertrauteste Freundin bezeichnet, warf er einen hastigen und mir nicht gefallenden Frageblick auf sie und sagte in höflichster Weise zu ihr: „Madame, ich muß Sie bitten, mich mit der Comtesse allein zu lassen; ich stehe nicht aus eigenem Antriebe, sondern im vertrautesten Auftrage eines Anderen hier und der hat mich nur allein an die Comtesse de Saintclair gewiesen.“

„Joachime erröthete, verbeugte sich uud verließ, ohne ein Wort zu sprechen, das Zimmer, um sich in ein Nebengemach zu begeben, das nur durch eine leichte Portiere mit jenem verbunden war und in dem man jedes Wort hören konnte, welches in meiner Gegenwart gesprochen wurde, und der Marschall sprach noch dazu sehr laut, so daß mir seine Stimme anfangs, ehe ich daran gewöhnt, fast wie die eines kommandirenden Offiziers klang, der seinen Soldaten einen herrischen Befehl ertheilt.

„Kaum aber hatte Joachime das Zimmer verlassen, so wandte er sich an mich, die ich auf dem Sopha Platz genommen, während er, den ihm zugewiesenen Sessel ablehnend, kerzengerade vor mir stehen blieb und sagte:

„Mein Fräulein, Sie erlauben mir wohl, daß ich stehen bleibe, wenn ich einen Auftrag meines kaiserlichen Herrn auszurichten habe, den ich nur mit Ehrerbietung vor Ihnen sprechen muß, da er ganz allein Ihrer Person gilt, vor der ich die größte Hochachtung hege. Ja, mein Fräulein, ich stehe hier im Namen Sr. Majestät und zwar in einer Eigenschaft, die Sie etwas in Verwunderung setzen wird, wie sie auch mich in Verwunderung gesetzt hat, als ich sie aus

seinem Munde erfuhr. Der Kaiser Napoleon hat mir nämlich befohlen, hierher zu gehen und Ihnen zu sagen, daß wir Beide uns in wenigen Tagen vermählen werden, da ich der für Sie auserwählte Gemahl bin. Nun denn, des Herrn Wille ist mir immer ein nicht zu umgehender Befehl gewesen und so werde ich Sie heirathen, Ihnen meinen Namen, meine Titel, meine Güter geben, gleichviel ob Sie mich lieben und als Mann haben wollen oder nicht. Ich, wie wir Alle, die wir zunächst um den Thron des Kaisers stehen, sind nur Wachs in seiner Hand, er giebt uns die Gestaltung, in der wir handeln sollen, und mir hat er zur Zeit die Gestalt des Gemahls der Comtesse de Saintclair gegeben."

„Ich stand ganz erstarrt vor ihm, denn während seiner Rede hatte ich mich von meinem Sitze erhoben und mich vor ihn hingestellt; aber ich war auch innerlich empört, wie man es wagen konnte, eine solche Sprache mit mir zu reden, wenn man auch der Abgesandte eines Napoleon und ein leicht knetbares Wachs in seiner allmächtigen Hand war.

„So," sagte ich, nachdem ich mich gefaßt und meine ganze Ruhe und Geistesklarheit wiedergewonnen, „das also ist es, was Sie mir zu sagen haben. Ich danke Ihnen für Ihre Offenherzigkeit, Herr Marschall, und jetzt will ich eben so offen zu Ihnen reden. Der Kaiser Napoleon hat, wie Sie sagen, Ihnen befohlen, daß Sie sich mit mir vermählen, dagegen kann ich nichts haben. Hat dieser Kaiser Napoleon aber auch mir etwas zu befehlen?"

„Der Marschall stutzte einen Augenblick, denn ich hatte sehr energisch gesprochen, und sah mich mit verwunderten Augen an. Dann aber lächelte er seltsam und sagte mit einer Miene, die mich anfangs ängstigte, so ironisch war sie, mich aber bald wieder beruhigte, da sie sich allmälig glättete und seine Stimme, je länger er sprach, einen weicheren Ton annahm, den ich in dieser rauhen Soldatenbrust gar nicht gesucht hätte.

„O ja, mein Kind," sagte er, „der Kaiser Napoleon hat Ihnen wohl etwas zu befehlen, denn er befiehlt überall und immer, an Wen er auch seine Worte richten und welche Handlungen er beabsichtigen mag. Sie thun also am besten, wenn Sie sich bei Zeiten fügen, damit er nicht nöthig hat, Ihnen zu beweisen, daß seine Kraft und Gewalt größer als die Ihre ist. — Doch, Comtesse," fuhr er nun leiser und gütiger sprechend fort, „ich will Sie nicht ängstigen, denn Sie thun mir in der eigenthümlichen Lage, in der Sie hier vor mir stehen, leid. Heirathen Sie mich, ja, und so rasch wie möglich, aber fürchten Sie sich nicht und besorgen Sie nichts von mir. Sie sollen meine Gemahlin heißen, meinen Namen führen, alle Rechte einer solchen besitzen, aber Sie brauchen es nicht zu sein, wenn Sie nicht durchaus wollen, und das wollen Sie nicht, wie ich schon aus Ihrem ganzen, gegen mich sich kehrenden Wesen entnehme. Doch, wundern Sie sich nicht über diese Worte, ich will sie Ihnen sogleich erklären und zu dem Behufe ist es nöthig, daß ich Ihnen mein ganzes Vertrauen schenke und mich Ihnen gleich in der ersten Minute als den Mann darstelle, der ich wirklich bin, wobei ich Ihnen

mein Ehrenwort gebe, daß ich mich nicht besser, nicht schlechter zeichnen werde, als ich mich vor Ihnen in einer so wichtigen Stunde zeichnen darf und muß. Was ich Ihnen aber jetzt sage, braucht Niemand zu wissen; selbst Napoleon weiß es nicht und soll es mit meinem Willen auch nie erfahren. Mit einem Wort: ich bin bereits — nicht gerade vermählt, aber doch durch unzerreißbare Bande der Liebe und Anhänglichkeit mit einer anderen Frau verbunden, wovon die Welt, das heißt die Gesellschaft, in der ich lebe, bis jetzt keine Ahnung hat. Nur Sie, Sie allein dürfen und müssen es wissen, damit Sie mit Ruhe auf den Befehl des Kaisers eingehen können. Heirathen Sie mich also getrost, das heißt, nehmen Sie meinen Namen an und vertrauen Sie mir und meiner Ehre, daß ich halte, was ich Ihnen hier feierlich verspreche. Ich werde nie Ihre Lippen berühren, nie meine Rechte als Ehemann über Sie geltend machen. Sie sollen die Herrin meiner Güter und aller meiner Besitzthümer vor und nach meinem Tode sein und damit schalten und walten können, wie Ihnen beliebt; mir aber müssen Sie auch die Freiheit gewähren, zu leben, wie ich bisher gelebt, und glücklich zu sein, wie ich es bisher gewesen. Ganz eben so frei von allen Fesseln sollen auch Sie sein, Sie sollen leben und das Leben genießen können, wie Sie wollen, natürlich vorausgesetzt, daß Sie keinen Makel auf meinen unbescholtenen Namen werfen und meine Ehre nicht in den Staub ziehen, was ich nicht ertragen könnte und von Ihnen, der edlen Tochter eines würdigen Geschlechts, auch nicht zu befürchten habe.“

„Indessen," fuhr er wieder lauter sprechend fort, als ich wie erstarrt vor ihm stand und schwieg, entschließen Sie sich rasch. Seine Majestät will augenblicklichen Bescheid haben, was Sie mir geantwortet, und er erwartet bestimmt, daß ich mich von Ihnen sofort zu ihm begebe, um ihm zu sagen, daß Sie meiner Bewerbung ein williges Ohr geschenkt und den Tag zu unserer Vermählung bereits festgesetzt haben. Ja — Sie sehen mich erstaunt an," fuhr er lächelnd fort, „daß ich so spreche, aber es ist die Wahrheit. Napoleon liebt keine langen Zögerungen, wenn er sein Ziel einmal in's Auge gefaßt hat, und so will er auch hier schnell handeln, da man nicht wissen kann, ob er nicht in acht Tagen eine Bestimmung über mich treffen muß, die mich an das eine oder andere Ende Europas ruft. Nein, nein, zögern Sie nicht, Comtesse, es ist das Klügste, was Sie, nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen thun können, wenn Sie dem Kaiser hierin zu Willen sind, denn wenn Sie es nicht wären und sich ihm in Bezug auf meine Person widersetzten, so könnte es leicht geschehen, daß er von den hundert Männern, die ihm zu Gebote stehen, einen Anderen wählt, und Sie würden nie einen finden, der Ihnen so viel freien Spielraum für den Genuß Ihres Lebens läßt und so viele Garantieen für Ihr Glück bietet wie ich."

Margot schwieg einen Augenblick, drückte sich wieder fester an die Brust ihres Geliebten, küßte ihn und fuhr dann nach einem tiefen Athemzug also in ihrer Erzählung fort:

„Ueber den inneren unglückseligen Zustand, in den ich nach dieser Unterredung verfiel und meine damalige

Seelenstimmung laß mich schweigen, ich kann Dir beim besten Willen nicht Alles bezeichnen, was ich dachte und fühlte. Oft war ich, von Schmerz und Kummer fast erdrückt, nachdem ich meine Zustimmung zu der beschlossenen Vermählung gegeben, der Verzweiflung nahe und hätte ich Joachime nicht als Trösterin zur Seite gehabt, so weiß ich nicht, welchen Gewaltschritt ich gegen mich oder einen Anderen hätte unternehmen können. Acht lange Nächte durchweinte und klagte ich über mein Schicksal, bis es Joachime endlich gelang, mir klar zu machen, daß ich doch nicht so ganz unglücklich sei, wie ich hätte werden können, wenn Napoleon mir einen Mann aufgedrungen, der außer meiner Hand auch meine Liebe verlangte. Auch sah ich das zuletzt ein und fing an, mich in mein Geschick zu finden, das ja in Wahrheit viel schlimmer hätte ausfallen können.

„Und nun, mein Freund, will ich Dir Einiges aus der sonderbaren Verbindung, die ich mit dem Marschall einging und die Du nun gewiß nicht als eine vor Gott abgeschlossene Ehe betrachten wirst, erzählen, und hiermit wirst Du in wenigen Worten meine ganze Geschichte bis zu dem Tage erfahren haben, wo ich Dich kennen zu lernen von Gott begnadigt ward.

„Acht Tage nach jener ersten Unterredung zwischen dem Marschall und mir und nachdem wir einen schriftlichen, nur zwischen uns Beiden vereinbarten Contract über unser gegenseitiges Verhalten gleich nach Abschluß unserer Verbindung, und sodann über unsere Rechte und Pflichten während der Dauer derselben aufgestellt

und rechtskräftig gemacht, so daß einem Jeden von uns eine sofortige Trennung gestattet war, wenn der Eine oder Andere seine eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllte, wurde ich mit dem Marschall vermählt und ging damit eine Ehe ein, die, so weit sie mich betraf, von aller Welt für eine außerordentlich glückliche gehalten wurde, die ich selbst aber vom ersten Augenblick an nur als eine Scheinehe, also als eine Art conventioneller Comödie betrachten konnte, die in meinen Augen alles Ernstes und aller Würde entbehrte. Napoleon selbst war über sein neustes Kunststück außerordentlich entzückt, überhäufte den Marschall mit Lobeserhebungen und beschenkte mich mit einem Diamantschmuck, wie er selten von dem im Grunde geizigen Mann an eine ihm persönlich fern stehende Frau verliehen worden ist. Unmittelbar nach unserer Vermählung, die auf meine Bitte im engsten Kreise vollzogen wurde, trennte sich der Marschall von mir und bezog wie vorher sein Privathotel, in dem er schon lange mit seiner Freundin wohnte, die man für seine Schwestertochter hielt und die ihm sein Hauswesen führte. Erst am Tage nachher holte er Frau von Brissac und mich aus unserer kleinen Wohnung in Auteuil ab und brachte mich nach Monjardin, das er mir als Morgengabe und einstigen Wittwensitz zuertheilt und in dessen Schloß er sich außer einigen Privatzimmern nur die Staatsgemächer im Hauptgebäude für etwaige größere und nicht ganz zu umgehende Festlichkeiten vorbehalten hatte.

„So verlebte ich denn hier mit meiner guten Joachime das erste Jahr nach meiner Vermählung,

ohne viel mit meinem Gemahl zusammenzutreffen. Er kam nur selten hierher, nie aber ohne Tages zuvor eine Anmeldung vorausgesandt zu haben, hielt sich stets nur kurze Zeit auf und brachte in der Regel einige Freunde mit, die mit ihm jagten und an deren Gesellschaft ich höchstens insofern Theil nahm, als ich im Kreise der Herren eine Stunde bei Tafel erschien, um ihnen, wie es sich gebührte, die Honneurs der Dame des Hauses zu machen. In Paris, das ich seit jenem Tage eines unerhörten Zwanges verabscheute, hielt ich mich nur selten stundenlang auf und nie bewohnte ich des Marschalls Hotel längere Zeit, wie wir es ja auch bei unserm Besuche in Paris nicht betreten haben. Nur bei unvermeidlichen Festlichkeiten, die der Marschall, wie alle seine Kameraden, auf höheren Befehl von Zeit zu Zeit veranstalten mußte, um so recht bequem eine gelegentliche Demonstration gegen irgend einen Gesandten dieser oder jener Großmacht auszuführen, erschien ich auch dort, niemals aber habe ich des Marschalls Freundin zu Gesicht bekommen, obgleich ich ihr Portrait in verschiedenen Gemächern und Costümen oft genug gesehen, das ich in der That für sehr schön und eines so ruhmreichen Kriegers, wie der Marschall war, würdig halten mußte.

„Napoleon selbst bekümmerte sich glücklicher Weise nicht mehr um mich und hatte mich vielleicht bald wieder vergessen; er hatte Anderes und Wichtigeres zu thun und fing schon damals an, sich mit der Idee des Krieges gegen Rußland zu befreunden, ein Unternehmen, welches der Marschall selbst von Anfang an verurtheilte und eine Mißgeburt der Phantasie eines

ehrgeizigen Abenteurers nannte, in welcher Art er mir auch den ganzen Feldzug bis zu seinem jähen Ende in seinen Briefen schilderte, die er mir von Zeit zu Zeit durch den ihm innig befreundeten Marquis zukommen ließ.

„Um die Welthändel, die seit zwei Jahren in und außerhalb Frankreichs sich abspielten, um die egoistische Politik des allgewaltigen Kaisers, wie um die meist aus Ehrgeiz und Habgier entspringenden Kabalen und Intriguen der Großen seines Hofes bekümmerte ich mich von Anfang an nie, zog mich vielmehr mit Joachime ganz und gar von dem Umgang mit der großen Welt, ja selbst von dem mit meinen Gutsnachbarn zurück und lebte allein mir und meinen Neigungen, das heißt der Lectüre guter Bücher, der Beaufsichtigung und Verbesserung meines schönen Monjardins und der Aquarellmalerei, worin ich ja, wie Du weißt, Einiges leisten kann, welche ich aber fast ganz bei Seite legte, nachdem ich Dich gefunden und in Dir einen Mann kennen gelernt hatte, der alles Uebrige in den Schatten stellte, mir jede Lücke meines Daseins ausfüllte und so meinen Geist und mein Herz auf eine viel ernstere Weise beschäftigte, bis er endlich der Inbegriff meines ganzen Glücks auf Erden wurde.

„Uebrigens hielt der Marschall in jeder Beziehung redlich sein Wort gegen mich. Nie hat er Ansprüche erhoben, die seinen Versprechungen zuwider liefen, niemals ist er mir mit Wünschen nahe getreten, die etwas Anderes als unser gegenseitiges gutes Einvernehmen bezweckten, und so galt ich blos in den Augen

der Welt für seine Gemahlin, während er mir in Wahrheit nur ein stiller, bescheidener älterer Freund war und blieb. Mit einem Wort, ich lebte wie ich wollte und wünschte, nichts auf der Welt beschränkte meinen freien Willen und — so weit ich es in meiner damaligen Gemüthsverfassung sein konnte, war ich mit meinem Geschick zufrieden, denn mein Herz hatte bisher noch nie für einen Mann gesprochen.

„Auch traf ich ja, wie die Verhältnisse einmal lagen, in den zwei Jahren unserer Verbindung nur selten mit dem Marschall zusammen. Die ewigen Verhandlungen und Streitigkeiten zwischen Napoleon und den verschiedenen Großmächten hielten ihn in Sendungen aller Art oft von Frankreich fern, und auf diesen seinen Missionen, selbst in den Krieg nach Rußland, begleitete ihn zum Theil seine Freundin, von der er sich überhaupt nur ungern auf kurze Zeit trennte, da sie sein ganzes Herz erfüllte, was ich auch erklärlich finde, wenn ihre guten Eigenschaften wirklich der Art waren, wie sie mir der Marschall stets mit Emphase pries. Zu mir kam er dagegen nur, um den guten Schein zu wahren und der Welt ein Verhältniß vorzuspiegeln, welches in Wahrheit niemals bestanden hat.

„Und so bin ich nun zu der Reise gelangt, die ich im Mai vorigen Jahres nach der Schweiz antrat, wo ich Dich durch Gottes Fügung kennen lernen sollte. Ich wollte eine kleine Erholungsreise unternehmen, um mich von dem ewigen Einerlei meines stillen Landlebens einmal auf kurze Zeit zu befreien. Der Marschall, der bereits in Deutschland mit den Vorbereitungen zum russischen Feldzug beschäftigt war, billigte

von ganzem Herzen meinen Plan, ja, er ließ mir durch seine Freunde, die vier Herren, die Du bei mir kennen gelernt, die Reiseroute vorlegen, und so zog ich mit Joachime, meinem treuen Etienne und Jeanne aus, um endlich in der Schweiz dem Hauptziel meines Lebens nahe zu kommen und dem Manne zu begegnen, zu dem ich die erste wahre Herzensneigung empfinden sollte. Ja, theurer Godefroy, Du weißt es zwar schon, aber ich sage es Dir hier noch einmal: vom ersten Augenblick an, wo ich Dich so thatkräftig in mein Schicksal eingreifen sah, sprach mein Herz für Dich, indem es mir zum ersten Mal durch ein nie empfundenes lautes Pochen verrieth, daß ich ein Weib voller Liebe und Sehnsucht sei, und eine innere Stimme sprach so laut und stürmisch zu mir, daß ich sie nicht mehr überhören konnte, ja deren laut schmetterndem Posaunenruf ich folgen mußte, um an das schöne Ziel zu gelangen, das mir Gott selbst bestimmt zu haben schien.

„Hier hast Du meine ganze Lebensgeschichte und sie ist es, die ich Dir heute um zwei Uhr erzählen wollte, woran mich allein ein unabwendbares Schicksal gehindert und so meinen schönen Plan, Dir mit vollem Vertrauen entgegenzukommen, durchkreuzt hat. Der Marschall, dessen unerwartete Ankunft dies gethan, war erst heute Nacht von Deutschland in Paris angelangt; er sandte einen reitenden Boten an mich ab, der mich auf seinen kurzen Besuch vorbereiten sollte; dieser aber verirrte sich auf seinem Wege und traf erst zu gleicher Zeit mit dem Marschall hier ein, der sich jetzt wieder zum Kaiser begeben hat, um wahr=

scheinlich noch heute abermals nach Deutschland abzureisen, wohin ihn die Pflicht ruft, da voraussichtlich ein neuer großer Krieg mit den deutschen Mächten beginnt.

„Und nun, mein Freund," schloß sie ihre Erzählung, „sage mir aufrichtig, ob ich gegen den Marschall, gegen Dich und gegen Gott einen Fehltritt begangen, ob ich, zwar nicht ganz ohne Schuld, doch gewiß ohne eine Sünde zu begehen, ein Recht Dich zu lieben hatte; und wenn Du mir dies Recht nicht absprechen kannst, so fahre fort, mich zu lieben und Dich von mir lieben zu lassen, und sei versichert, daß Du vom Marschall selbst nichts zu besorgen hast, da ich fest entschlossen bin, ihm, sobald ich ihn länger sehe, meine Liebe zu Dir zu bekennen, um es seiner Klugheit und Großherzigkeit anheimzugeben, wie der Bund zwischen uns Beiden sich zu einem beständigen und rechtschaffenen Bündniß gestalten lassen wird."

Sie sah Godefroy, da er schweigend vor sich niederblickte, flehend und doch glückselig lächelnd mit ihren großen Augen an, bis sie endlich seinen sonst so klaren, doch jetzt so trüben Blick erhaschte, der mit einem unbeschreiblichen Ausdruck unsäglicher Liebe und doch innerer Qual auf ihr ruhte. Dann aber warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn fest mit beiden Armen und küßte ihn lange und innig, um ihm vielleicht die Kraft und den Willen damit einzuhauchen, welche ihre Seele ganz und gar erfüllten und sie wieder in Hoffnung aufleben ließen, die ihr vor wenigen Stunden schon völlig entschwunden zu sein schien.

Viertes Capitel.

Der Traum der ersten Nacht wird zur Wirklichkeit.

Der unerwartete Schlag, der an diesem verhängnißvollen Tage den armen Godefroy Strozzi getroffen, war, so hart er auch Margot erscheinen mochte, doch viel härter für ihn selbst gewesen und viel, viel tiefer in das weiche Herz des bisher so starken Mannes gedrungen, als sie es für möglich hielt. So erwachte er jetzt erst allmälig wie aus einer betäubungsartigen Gefühllosigkeit und selbst die Liebkosungen Margots, mit denen sie ihn in ihrer Herzensangst überschüttete, nahm er mit einer Art gleichgültiger Ergebung hin, die sie hätte belehren müssen, wie gefährlich ihr armer Freund verwundet sei, und daß es längerer Zeit bedürfen würde, um ihn aus der geistigen Apathie aufzurütteln, in die er so plötzlich verfallen war.

Dennoch gelang es der zärtlichen Freundin, ihn allmälig zu ermuntern und, wie sie glaubte, auch geistig wieder aufzurichten, so daß sie nach längerem Widerstreben seinen Bitten, ihn zu verlassen, nachgab und sich endlich von ihm losriß, um einem besonnenen Nachdenken Zutritt zu ihm zu gewähren, das, wie sie meinte, nur heilsam auf ihn wirken könnte, wenn er dabei einer ungestörten Ruhe genösse, die das Gleichgewicht seiner Seele allein wiederherzustellen vermöge.

So war denn Godefroy, was er so sehr wünschte, wieder allein geblieben, und nun lag er, auf seinem Sessel ausgestreckt, wie ein halb Träumender, halb Wachender da und ließ, was er eben gehört, noch einmal an seinem inneren Auge und Ohr vorüberziehen. Ach, als er sich aber Alles wiederholt und den inneren und äußeren Zusammenhang der seltsamen Vorgänge in Margots Leben mit seinem eigenen Eintritt in ihren Kreis im Geiste klar zu machen gesucht, da gab es für ihn viel, sehr viel zu überlegen, in sich zurecht zu rücken, um nur die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Margot viel weniger schuldig sei als er selbst, da sie ja durch ihre eigenthümlichen Verhältnisse förmlich in eine schiefe Lage gedrängt, sein eigenes Leben dagegen stets auf glatter Bahn verlaufen war und nichts Ungewöhnliches, Mißliches ihn gezwungen hatte, von derselben abzuweichen. Nein, Alles, was er sich selbst zu Margots Entschuldigung sagen mochte, deren Berechtigung, ihn zu lieben, er nicht verkennen konnte, reichte für ihn nicht aus, sein eigenes Verhalten zu entschuldigen, denn er war nach seiner Meinung ganz anders organisirt, mit viel größerer Widerstandskraft ausgerüstet, als die leichtblütige, nur ihrem feurigen Naturell folgende Französin, und er hätte seinen ihn fortreißenden Gefühlen gegenüber viel stärker als sie sein müssen, um nicht in die traurige Lage zu gerathen, in der er ohne Aussicht auf eine nachhaltige Hülfe sich jetzt befand.

So erging er sich denn in diesen für ihn so schmerzlichen Stunden — und das war die Ruhe, der ihn die in ihren Hoffnungen so zuversichtliche Margot

überlassen zu haben glaubte — in Selbstanklagen der mannigfachsten Art, und wie er aus einem Extrem in's andere verfiel, fing er, der sittenreine und seiner ehrbaren Erziehung stets gedenkende Mann, wieder an, sogar an Margots Berechtigung zu ihrem Thun zu zweifeln, denn er hatte ja ganz andere Begriffe von Treue und Redlichkeit im Leben und Lieben, namentlich in Bezug auf die Ehe eingesogen, und davon konnte er sich am wenigsten in diesen Momenten lossagen, sich also auch nicht in die von Margot ihm unterbreitete Auffassung der vorliegenden Verhältnisse finden.

Bei diesem Hin- und Hergrübeln, diesem Eingehen auf alle ihm zugestoßenen Einzelnheiten in seinem Leben während des letzten Jahres und namentlich seines Aufenthalts in Monjardin, wurde ihm, als fiele ein Schleier nach dem andern von seinem Auge, mit einem Mal Vieles klar, was ihm bisher dunkel gewesen, aber doch, wie er sich jetzt gestand, bisweilen aufgefallen war. So war ihm plötzlich die Ehrerbietung erklärt, die anfangs die Dienerschaft auf Monjardin, später die vier befreundeten Herren gegen Margot an den Tag gelegt, als sie sie nach ihrer Reise begrüßt, eine Ehrerbietung, die man wohl einer in der Gesellschaft so hoch stehenden Dame, einer Herzogin, nicht aber einer jungen unverheiratheten Comtesse zu zollen pflegte. Auch die Frage, die er sich früher so oft gestellt: warum man ihn außerhalb seines Zimmers und des Schlosses sich nie allein überlassen, warum stets einer der Vertrauten Margots oder sie selbst ihn begleitet, warum man ihm unter den vielen vorhan-

denen Dienern gerade Etienne zur beständigen Bedienung gegeben, der mit dem persönlichen Dienst bei der Comtesse doch schon genug zu thun, konnte er sich jetzt beantworten. Ja, es war offenbar, man hatte ihn von Anfang an auf jede Weise abzuhalten gesucht, mit Leuten zu verkehren, die ihm auf eine vielleicht zufällige unschuldige Frage seinerseits hätten verrathen können, daß man auch einen Herrn habe, der zur Zeit nur vom Schlosse abwesend, und daß die Comtesse die Frau dieses Herrn sei.

Ferner war es ihm jetzt, in einem Moment, wo sein niedergedrückter Geist in mancher Beziehung eine fast hellsehende Kraft und Klarheit erlangte, begreiflich geworden, warum Margot, als die vier Herren zum ersten Mal nach ihrer Rückkehr von der Reise in Monjardin zum Besuch erschienen, stundenlang eine geheime Unterredung mit ihnen gehabt, denn in dieser hatte sie ihnen jedenfalls vorgestellt, wie wichtig es für sie sei, ihren wahren Namen und Stand dem jungen Schweizer noch zu verhehlen, und warum diese sonst so liebenswürdigen Herrn ihn zuerst mit einer so befangenen Miene betrachtet, ihn gewissermaßen studirt hatten, als wollten sie erkunden, ob man wohl ungestraft wagen könne, mit ihm die Comödie zu spielen, die man schließlich wirklich zur Ausführung gebracht.

Mochte dem nun sein wie ihm wollte und in dieser Annahme Godefroys viel Falsches mit Wahrem gemischt sein, genug, er wunderte sich jetzt über sich selbst, daß er nicht aus allen diesen Vorgängen auf das ihm nun enthüllte Geheimniß verfallen, daß er

gleichsam blind in die furchtbare Schlinge gerathen war, die nun über seinem Kopfe zusammenschlug und ihn, wie er glaubte, für ewige Zeiten zu einem mit seinem Gewissen zerfallenen Menschen gemacht hatte.

Ja, dies Gewissen, dies so laut in ihm tönende Gewissen schlug ihm jetzt in mächtigen, vernichtenden Schlägen und von ihrer Wucht konnte er sich nicht mehr befreien; in seinen eigenen Augen war er ein Verbrecher, ein schuldiger, also auch ein sündhafter Mensch, denn jede durch eine unerlaubte That erzeugte Schuld, sei sie auch noch so klein, ist mit der Sünde verschwistert, und diese Sünde hatte er auf sich geladen, er war und blieb — mochte man es auslegen, beschönigen, wie man wollte — mit einem Wort ein Ehebrecher wider Wissen und Willen, und dies traurige Bewußtsein, diese in seinen Augen nur zu gerechtfertigte Selbstanklage vergiftete ihm die bisher so lauteren Empfindungen seiner Seele und er erkannte, wenigstens glaubte er zu erkennen, daß er, Alles in Allem betrachtet jedenfalls ein verlorener, ein unglücklicher, ein für das ganze lange fernere Leben unglücklicher Mensch sei.

Wie lange er so auf seinem Sessel saß oder lag, er wußte es selbst nicht, aber es waren Stunden vergangen, in denen er über nichts als seinen Schmerz und sein Vergehen nachgedacht, wozu, um das Maaß seines Elends vollzumachen, noch der seiner krankhaften Einbildung entspringende trostlose Gedanke kam, daß er seine Margot für ewig verloren habe, denn daß er ihr nun nicht mehr so nahe wie bisher stehen

konnte, war ihm seiner augenblicklichen Empfindung nach nur allzu klar.

Während er so in sich selbst versunken die gemeinschaftliche Frühstücksstunde längst hatte vorübergehen lassen, war Etienne, von seiner tief bekümmerten Gebieterin abgesandt, mehrmals an seiner Thür gewesen und hatte auf irgend ein Geräusch im Zimmer gelauscht, und da er nichts gehört, angenommen, der junge Mann schlafe, und mit dieser Nachricht war er in das untere Stockwerk zurückgekehrt, dadurch Margot außerordentlich beruhigend, denn nach einem stundenlangen ungestörten Schlaf, dachte sie, würden seine erschlafften Lebensgeister sich wieder gesammelt haben und er würde nun bald wieder der kräftige, besonnene und heitere Mann wie früher sein.

Als er aber bis kurz vor der üblichen Dinerzeit noch nichts von sich hören ließ, wurde Margot von Neuem besorgt und entschloß sich, noch einmal zu ihm zu gehen und selbst nach seinem Befinden zu forschen.

Ihre abermalige Erscheinung wirkte diesmal auf Godefroy wunderbar und sichtbar erfreulich ein. Er hatte sich schon ganz verlassen geglaubt, Margot schon für immer verloren gegeben, und nun war sie doch wieder da, und eben so gütig, so liebevoll und zärtlich wie sonst; er hatte sie also noch, er konnte sie nochmals mit seinen Armen umfassen, sie noch einmal — o, mit welchem Schmerz und doch mit welcher Wonne — an seine zerrüttete Brust drücken und in ihren zärtlich auf ihn gerichteten Augen lesen, daß er noch immer ihr Liebling, ihr theuerster Freund, ja ihr innigst Geliebter sei.

Sobald er sie durch die gewöhnliche Thür in's Zimmer treten sah, stand er zum ersten Mal, seitdem sie ihn vorher verlassen, von seinem Sessel auf, aber sie nöthigte ihn sogleich wieder zum Sitzen, da sie zu bemerken glaubte, daß er sich seltsam schwach und unsicher auf den Füßen fühle. Gleich darauf kniete sie wieder vor ihm nieder, nahm seine kalten Hände in die ihrigen, um sie zu erwärmen, und als sie ihn nun zwar matt, aber doch freundlich lächeln sah, sprach sie nach einiger Zeit die Bitte aus, daß er ihr nach dem unteren Stockwerk folgen möge, um mit ihr und Frau von Brissac wie sonst zu speisen.

Er nickte ihr freundlich zu, dankte ihr mit einigen Worten, daß sie selbst noch einmal zu ihm gekommen und erhob sich dann, um ihr nach ihrer Wohnung hinab zu folgen. Allein es war seltsam und nun erst sah sie vollkommen ein, wie tief das jüngst Erlebte auf ihn eingewirkt und wie schwach der sonst so starke Mann geworden war. Er wankte sichtlich beim Gehen, als ob ein Schwindel ihn befallen, und Margot, von Neuem erschrocken, faßte ihn unter den Arm und führte ihn vorsichtig die Treppe hinab.

Als Beide so in das untere Wohnzimmer traten und Frau von Brissac daselbst fanden, erschrak diese sichtbar, als sie zum ersten Mal seit des Marschalls Besuch Godefroys ansichtig wurde. Augenblicklich las sie auf seinem bleichen Gesicht den so eben durchkämpften Schmerz und die dadurch bewirkte Zerstörung in seinem Gemüth, und, vielleicht genauer mit solchen Seelenzuständen vertraut als ihre junge Freundin, erfaßte sie ein tiefes Mitleid mit dem Leidenden und

nun bemühte sie sich um ihn wie Margot selbst, sprach liebevoll mit ihm von Diesem und Jenem und freute sich herzlich, als er ihr allmälig ruhigere Antworten gab und auf den absichtlich von ihr gewählten gleichgültigen Gesprächsstoff einzugehen schien.

So gingen sie denn zu Tisch, jedoch in einer Stimmung, wie sie nur selten unter Menschen vorkommen mag, die, innerlich sich so nahe stehend, plötzlich durch einen unvorhergesehenen Eingriff von außen unabsehbar weit auseinander gerückt sind, eine Bemerkung, die der an Lebenserfahrung reicheren Frau von Brissac nicht entgehen konnte, und allmälig tauchte in ihr der Gedanke auf, den sie wohlweislich ihrer jungen Freundin verschwieg, daß Godefroys Gemüth von den Ereignissen des Tages weit stärker angegriffen sei, als sie Beide bisher angenommen hatten.

Von den ihm dargebotenen Speisen genoß er sehr wenig, nur die kräftige Fleischbrühe verzehrte er mit sichtbarem Appetit; dagegen trank er hastig, wie von einem starken Durst geplagt, rasch hinter einander mehrere Gläser Wein, und sobald Margot dies bemerkte, ließ sie Champagner bringen und freute sich, daß er auch diesem mit viel größerem Eifer zusprach, als er ihn in früheren, in glücklichster Gemüthsstimmung zugebrachten Tagen gezeigt.

Bald nach Tische bat sie ihn, mit ihr einen kleinen Spaziergang im Park zu unternehmen, während Frau von Brissac wie gewöhnlich um diese Zeit sich in ihr Zimmer zurückzog. Godefroy zeigte sich sofort dazu bereit und Beide traten in den Garten hinaus, über

den sich eben die Abenddämmerung mit dem ihr eigenen Frieden auszugießen begann.

Margot glaubte zu dieser Stunde das hinter ihr Liegende schon siegreich überstanden zu haben und gab sich von Neuem der frisch auflebenden Hoffnung hin, daß auch Godefroy ein Gleiches fühle, und so hing sie sich vertraulich an seinen Arm und plauderte über Vieles wie in früheren glücklicheren Tagen und immer nur solche Gegenstände berührend, von denen sie voraussetzen konnte, daß sie dem schweigsamen Freunde leicht zugänglich und angenehm wären Und wenn dieser auch nur wenige Worte hören ließ, so ging er doch freundlich und liebevoll auf ihre Gedanken ein, namentlich als sie das Gespräch auf die von ihr mit so vieler Liebe gepflegte Landwirthschaft überleitete, der er ja auch in ihrem und seinem Interesse mit voller Seele ergeben war. Dabei leuchtete sein umflortes Auge sogar heller als vorher auf, als sie an die im Abendlicht wie Smaragd glänzende große Wiese kamen und die Kühe ruhig und gemüthlich auf der üppigen Weide ihr Mahl verzehren sahen.

„Godefroy," sagte da Margot plötzlich zu ihm, indem ein heiteres Lächeln über ihr süßes Gesicht flog, „erinnerst Du Dich wohl, daß Du mir einst, als ich Dich fragte, wie Du ein Thier liebkosen könntest, sagtest, Du habest ja sonst nichts, was Du liebkosen möchtest? Ja, erinnerst Du Dich dessen noch? Also ja! Nun, so sage mir denn, hast Du jetzt nichts Anderes, was Deine Liebkosungen noch mehr verdient?"

Sie war dabei stehen geblieben, sah ihm tief in's Auge und lächelte ihn noch einmal glückselig an.

Da flog ein leichter dunkler Schimmer über seine heute so bleichen Wangen, er zog die Fragende näher an sich heran und sagte: „Du weißt nur zu wohl, daß ich einen Anderen habe oder vielmehr hatte, den ich von ganzem Herzen und ganzer Seele liebkosen konnte. Weißt Du es nicht?"

„Wohl weiß ich es," erwiderte sie, „aber Du hattest mich nicht nur, Du hast mich ja noch und wirst mich ewig haben, so lange ich ich bin und Du Du bist und bleibst. Doch verzeih mir, ich wollte Dich nicht wieder traurig stimmen und an das eben Vergangene erinnern, und ich lese in Deinem Auge, daß Du innerlich vor solchen Gesprächen zurückbebst. So wollen wir denn nicht mehr darüber reden und uns vor der Hand mit dem Gedanken begnügen, daß wir uns hatten, aber die Zukunft wird Dich lehren, daß wir uns auch behalten, und daß dies geschieht, dafür laß mich sorgen, denn ich weiß schon lange, was ich in dieser Beziehung zu thun habe."

Er schüttelte wehmüthig den Kopf, schwieg und schaute wieder nachdenklich nach den Kühen hinüber, als erinnerten auch sie ihn an glücklichere Tage, die wiederkehren zu sehen er keine so große Hoffnung wie Margot hegte.

Längere Zeit noch blieben sie, in nachdenkliches Schweigen versunken, an der Wiese stehen und betrachteten die einfache und so harmlos friedlich vor ihnen liegende Scene, die eben belebter wurde, als die Kühe in ihre Ställe getrieben wurden und mit ihrem Glockengeläut das Herz der Zuschauenden in eine sanfte Rührung versetzten, da Beide zugleich sich

ähnlicher Scenen im Habkerenthal erinnern und dabei an jene schmerzlose Zeit zurückdenken mochten. Während sie aber, fest aneinander gelehnt, so standen, ging der Vollmond zu ihrer Linken in purpurner Gluth auf und übergoß bald mit seinem milden Licht das schöne Stück Land, die Wiesen, die in mattes Grün sich kleidenden Wälder und die in bläulichen Duft verschwimmenden fernen Hügel, nach denen in früheren Tagen das Auge der Liebenden so oft mit einem Entzücken geschaut, das nun mit einem Mal aus ihren Herzen verschwunden war.

Endlich aber setzten sie ihren Weg wieder fort und kehrten langsam durch den stillen Park nach dem Schlosse zurück, während die Sterne allmälig am klaren Himmel hervorkamen und mit ihrem traulichen Gefunkel verkündeten, daß der heutige traurige Tag sein Ende erreicht und nun die Nacht folge, die hoffentlich völlige Ruhe und Frieden in die aufgeregten Gemüther zurückführen werde, wie wenigstens Margot hoffte, als sie, dicht an den Geliebten geschmiegt, mit ihm das Schloß wieder betrat.

Kaum aber waren sie in dasselbe eingetreten, so äußerte Godefroy den Wunsch, sich bald zur Ruhe zu begeben; er fühle sich ungewöhnlich ermüdet, sagte er, und Margot freute sich fast darüber, da sie sich gerade von einem gesunden Schlaf das Beste für den heute so hart bedrängten Freund versprach.

So bot sie ihm denn noch auf der Treppe eine gute Nacht und entließ ihn, nachdem sie ihn zärtlich geküßt und ihm die süßeste Ruhe gewünscht hatte.

Er schlief auch bald ruhig ein, nichts störte seinen ununterbrochenen Schlummer, dessen er heute mehr denn je bedurfte, und als er am Morgen bald nach Tagesanbruch erwachte, fühlte er sich erfrischt und sagte Etienne, als dieser zeitig bei ihm erschien und nach seinem Befinden fragte, daß er vortrefflich geschlafen und nun bald mit Behagen sein Frühstück verzehren werde.

Nicht lange nachher stand es auf seinem Tisch, und als er es in Gegenwart des ihn aufmerksam beobachtenden Dieners verzehrt, kleidete er sich an, um sich allmälig auf sein neu beginnendes Tagewerk vorzubereiten.

Etienne, von der Herrin des Hauses beauftragt, ihr Alles zu melden, was er an Godefroy wahrgenommen, beeilte sich, ihr zu verkünden, daß er mit dem Zustande seines Schützlings zufrieden sei, und kaum hatte sie dies gehört, so begab sie sich sofort, diesmal der Haupttreppe sich bedienend, in das obere Stockwerk zu dem Freunde, denn jetzt scheute sie sich nicht mehr wie früher, vor Aller Augen das Zimmer desselben zu betreten, da es ihr nach dem gestrigen Tage nicht nöthig schien, noch länger die Zurückhaltung zu bewahren, die sie bisher an den Tag gelegt, ja sie hielt es sogar für ihre Jedermann erkennbar zu machende Pflicht, sich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen, um ihm wie einem Kranken mit ihrem Troste und ihrer Hülfe zur Seite zu stehen.

Sie glaubte sich auch bald selbst überzeugt zu haben, daß Etienne ihr die Wahrheit berichtet und blieb so lange bei Godefroy, bis er sie freundlich

darauf aufmerksam machte, daß er einige Obliegenheiten auf der Meierei zu erfüllen habe und sich alsbald dahin begeben wolle. Auf der Stelle war sie bereit, ihn zu begleiten und bald waren Beide zur Fahrt gerüstet. Da es ein ziemlich warmer und heiterer Morgen war, ließen sie die Isabellen vor den Korbwagen legen und so fuhren sie, anscheinend nicht viel anders gestimmt als früher, an ihr Ziel. Allein hier bemerkte Margot sehr bald, daß ihr Freund seine Geschäfte viel langsamer und stiller als sonst verrichtete, daß seine Sprache, wenn er die Leute anredete, kurz und matt war und er überhaupt Alles nur mit einer gewissen Schwere that, als verursache es ihm Mühe und als wäre nicht mehr die rechte Herzensfreudigkeit vorhanden, mit der er sonst hier so ämsig und kräftig Hand an's Werk gelegt. Auch fiel es ihr auf, als sie mit ihm nachher von einem Hause zum andern und in einige Stallungen ging, daß sein Gang schleppend und schwerfällig geworden war, als ob alle Elasticität der Jugend ihn verlassen hätte, aber sie hielt dies Alles für eine vorübergehende Folge jener ersten Erregung und tröstete sich mit der Hoffnung, daß er sich schon in einigen Tagen weit besser befinden und bald wieder der alte rüstige Godefroy sein werde.

Auch schien diese ihre Hoffnung in den nächsten Tagen sich erfüllen zu wollen; sein Aussehen däuchte ihr wieder frischer, seine Miene ruhiger, sein Gang und seine Haltung fester zu werden, so daß die sanguinischen Frauen schon an eine baldige gänzliche Besserung glaubten, zumal er selbst auf ihr Befragen öfters sich dahin äußerte, daß er sich ganz wohl fühle,

und das war so ziemlich auch der Fall, wenn er sich in ihrer Gesellschaft befand. Wie es aber mit und in ihm aussah, wenn er allein war, das sahen und wußten sie nicht und er verschwieg ihnen hartnäckig die Bemerkungen, die er im Laufe der nächsten Tage an sich selbst gemacht.

Diese waren jedoch ganz eigener Art und fast einem steten und nicht sehr angenehmen Wechsel unterworfen. Wenn er zum Beispiel Morgens nach einem längeren erquickenden Schlaf erwachte, fühlte er sich auch in seinem Gemüth viel ruhiger und gefaßter gestimmt als den ganzen Tag vorher. Er sah die Dinge und Verhältnisse vor sich mit klar gewordenen Augen an, nahm sie auf, wie sie wirklich lagen und hoffte, sie würden sich viel leichter und besser entwickeln, als er es sich gestern vorgestellt, so daß die zwischen Recht und Unrecht, zwischen Genuß und Pflicht, zwischen Liebe und Ehre gefürchteten Conflicte ausblieben oder sich in natürlichster Weise zu Jedermanns Befriedigung löften. Allmälig aber und je weiter der Tag vorschritt, fing er an strenger zu urtheilen und lebhafter zu grübeln, und je mehr er sich in diese Grübeleien verstrickte und die am Ende doch unausbleiblichen traurigen Folgen ausmalte, um so unruhiger wurde er wieder und fragte sich, ob er am Morgen sich nicht getäuscht und wohl Alles in seinem wahren Lichte gesehen habe? Kam nun aber der Abend mit seinen Schatten, vielleicht mit trüben Wolken heran und war er gar nach Einbruch der Nacht sich allein überlassen, dann verfiel er wieder in den kaum überstandenen Zustand des Schwankens, des Zweifels und der ihn wie mit Geier-

krallen ergreifenden Furcht vor etwas in der Zukunft Drohendem, vor einer vielleicht gänzlichen Losreißung der so innig geliebten Frau oder irgend einem anderen schrecklichen, ihn zerschmetternden Ereigniß, dem er in seiner Herzensangst keinen Namen zu geben wußte.

Ja, in solchen traurigen Momenten, zum Beispiel wenn er Nachts mitten aus dem süßesten Schlafe aufschreckte und nicht wieder einschlafen konnte, sah er Alles um sich her in den dunkelsten, ja schwärzesten Farben; schreckliche Zukunftsgespenster, ein ödes, liebeloses Leben voll bitterer Reue und Entsagung stiegen vor ihm auf, und nichts mehr auf der Welt gab es dann für ihn, was ihn hätte beruhigen und trösten können, selbst wenn er mit Gewalt die theure Gestalt und das liebe Gesicht Margots vor sein inneres Auge zwang, an die er früher doch nur flüchtig zu denken brauchte, um sich überschwänglich glücklich und beseligt zu fühlen.

So, ja so erging es ihm Tage und Nächte lang, wenn er allein und sich selbst überlassen war, und anstatt innerlich kräftiger, ruhiger und gefaßter zu werden, wie die beiden Frauen es glaubten und hofften, fiel er von Neuem in jene apathische Abspannung zurück, in die er an dem Tage versunken, als der Marschall, der Störenfried seines Glücks und das Schreckgespenst seiner jetzigen Tage und Nächte, zum ersten Mal vor seine Augen getreten war.

Erklärlich war dieser seltsame Zustand und namentlich der Wechsel desselben gewiß; die Erschütterung seines Innern war in Folge der Erkenntniß seiner wahren Lage in Monjardin und seines Ver-

hältnisses zu der Frau eines Anderen zu groß gewesen und zu blitzartig schnell über ihn hereingebrochen; und wie gerade starke Naturen, wenn sie von einem unerwarteten Schlage heimgesucht werden, viel schneller unterliegen als schwächere und zähere, so erging es auch dem sonst so kräftigen, aber in seiner Empfindlichkeit leicht verletzlichen und überaus zart besaiteten Godefroy Strozzi. Darum war es auch kein Wunder, daß ihn, wie ein aus seiner krankhaften Phantasie sich entwickelnder giftiger Nebel, fort und fort der trostlose Gedanke überfiel, daß sein ganzes inneres, bisher so unbescholtenes Wesen aus den Fugen gerathen, daß er von dem geraden Wege der Tugend unabsehbar weit abgewichen sei und dadurch einen Schlag erlitten habe, von dem er sich nie wieder würde erholen können. Und so konnte es bei seiner, aus übergroßer Gewissenhaftigkeit entspringenden Reizbarkeit nicht fehlen, daß die innere Reaction eine um so stärkere war und bald auch seinen leiblichen Organismus ergriff, um denselben eben so schwach und hinfällig zu machen, wie er es vom ersten Augenblick an im Gemüth und Geist gewesen war.

Zwar zeigte er sich in diesen Tagen seines inneren Kämpfens und Ringens, wenn er mit Margot und ihrer Freundin zusammen war, noch immer gleich hingebend und dankbar für ihre Liebe und Trostsprüche; er bemühte sich offenbar, ihnen gegenüber ruhig, gefaßt und vertrauensvoll aufzutreten, sich den Anschein zu geben, als gehe er allmälig auf ihre Beurtheilung der Sachlage ein, allein das war nicht nur in Bezug auf ihn, sondern auch auf die Frauen ein ihm zu Hülfe

kommender Selbstbetrug, den er nicht lange aufrecht erhalten und durchführen konnte, und bald sollte Allen erkennbar die Maske von seinem Gesicht fallen, die er mit allem Aufgebot seiner moralischen Kraft bisher vor ihren Augen getragen hatte.

Am siebenten Tage nach dem Besuche des Marschalls trat Etienne Morgens früh wie gewöhnlich in sein Schlafzimmer, um sich im Namen der Herrin nach seinem Befinden zu erkundigen, allein wie erschrak der treue Diener, als er den ersten Blick auf das Bett warf, in dem Godefroy heute ganz regungslos lag, so daß er nicht einmal das Gesicht, wie er sonst immer sogleich that, nach dem Eintretenden hinwandte.

Etienne, ein neues Unheil ahnend, trat dicht an das Bett heran und sein Blut erstarrte fast, als er den wahren Zustand des jungen Mannes erkannte. Er fand ihn von Fieberschauern geschüttelt, mit dunkelgeröthetem Gesicht und seltsam starren, unheimlich glänzenden Augen. Die jetzt so weißen Hände hatte er vor sich auf die seidene Bettdecke gelegt, seine trockenen Lippen bewegten sich zitternd und bebend und die vollständig apathische Miene seines Gesichts verrieth nur zu deutlich, daß er von schwerer leiblicher Krankheit befallen war.

„Herr Strozzi," rief Etienne angsterfüllt, „was ist Ihnen? Befinden Sie sich nicht wohl?"

Der Kranke sah ihn, ohne den Kopf merklich nach ihm hin zu bewegen, mit einem seltsam forschenden Blick an, als erkenne er ihn anfangs nicht; dann aber, als er seinen guten Etienne erkannt, versuchte er ihm ein mattes Lächeln zu zeigen und ein paar Worte zu

sprechen, aber die Zunge klebte ihm am Gaumen und die brennend heißen Lippen waren so trocken, daß er anfangs keinen Laut hervorbringen konnte.

Etienne, keines Wortes mehr mächtig, faßte nach einer der ausgestreckt liegenden Hände, und nun erschrak er noch mehr, denn sie brannte wie Feuer und bebte krampfhaft, als sie die Hand eines anderen Menschen fühlte.

„Wasser,“ stöhnte der Kranke mit kaum verständlicher Stimme, „Etienne geben Sie mir Wasser, ich vergehe vor Durst.“

Etienne rannte aus dem Zimmer, um frisches Wasser zu holen und begegnete dabei Jeanne Beaulieu auf der Treppe, der er in fliegenden Worten mittheilte, welchen Anblick er eben gehabt. Jeanne eilte bestürzt nach dem Zimmer ihrer Herrin und bald wußte auch diese, was oben vorging. Im Augenblick war sie bei Frau von Brissac, die sich eben ankleidete, und bat sie hastig, sich zu beeilen, um sie zu dem Kranken zu begleiten, da sie sich ihrer bewährten Hülfe bedienen wollte. Und als Etienne eben dem Durstenden das frische Wasser zu trinken gab, traten sie Beide bei ihm ein und überzeugten sich mit einem Blick, daß ihr Freund, ihr armer Freund von einer schweren Krankheit heimgesucht war.

Jedoch, wie selbst zart organisirte Frauen in solchen Fällen so oft ihre ganze Fassung bewahren und gerade dadurch sich so hülfreich erweisen, so war es auch hier der Fall. Kein Klagelaut, kein Angstruf kam anfangs über ihre Lippen, keine übereilte Hast sprach sich in ihren Bewegungen und in ihrem ganzen Wesen aus;

sie überlegten nur schnell, was zuerst geschehen müsse, um dem Verderben zu steuern, das hier so unvermuthet über Godefroy und so auch über sie hereingebrochen war.

Zehn Minuten später schon galoppirte ein zuverlässiger Bote nach Paris ab, um den berühmten Arzt des Marschalls zu holen; glücklicher Weise traf er ihn noch zu Hause und bat ihn im Namen seiner Herrschaft, sofort nach Monjardin zu kommen, da seine Anwesenheit daselbst dringend nöthig sei.

Der in ganz Paris hoch angesehene und mit den ersten Familien des Kaiserhofes befreundete Arzt kannte auch des Marschalls Verhältnisse ziemlich genau und war der so einsam lebenden schönen jungen Frau um so mehr zugethan, als er sie in ihrer, einer so bevorzugten Persönlichkeit nicht würdigen Stellung bemitleidete, wozu freilich nicht gerade viel Grund vorlag, da Margot selbst dieselbe ganz gelassen ertrug. Er folgte dem ihm zugekommenen Rufe sofort, und schon um elf Uhr Morgens langte er in Monjardin an und wurde von Etienne augenblicklich in das Krankenzimmer geführt, wo er am Bette Godefroys die beiden Damen fand, deren Augen mit Thränen gefüllt waren, wie sie nie heißer und aufrichtiger an dem Schmerzenslager eines theuren Menschen vergossen wurden.

Ehe der Arzt sich aber nach seiner ersten Begrüßung der Damen an das Krankenbett begab, befragte er die so sichtlich Besorgten, welchen Patienten er hier vor sich habe und was sein Leiden wohl könne veranlaßt haben?

„Monsieur,“ sagte Margot mit wunderbarer Fassung, „ich bitte Sie im Namen der Menschlichkeit: thun Sie

Ihr Möglichstes. Sie haben es hier mit einem sonst ganz gesunden, ja sehr kräftigen jungen Mann zu thun, der in Folge einer traurigen Nachricht von einer großen Gemüthserschütterung ergriffen und niedergebeugt ist. Und wenn Sie wissen wollen, wer er ist, so sage ich Ihnen offen, daß er mein Freund ist, mein theurer, geliebter Freund, der mir auf meiner letzten Reise in der Schweiz von seinem alten Vater anvertraut ward und den wieder gesund zu sehen der heißeste Wunsch meines Herzens ist."

Der ziemlich bejahrte Arzt, ein Menschenkenner wie wenige seiner Collegen, ließ nur noch einen forschenden Blick über das glühende, von schmerzlicher Besorgniß aufgeregte Gesicht der schönen jungen Frau und das nicht minder besorgte ihrer älteren Freundin gleiten, dann nickte er still mit dem Kopf, als begreife er, was man ihm sagte oder verschwieg, und trat an den Kranken heran, den er erst ruhig betrachtete, um bald darauf seine Hand zu ergreifen und nach dem Pulse zu fühlen.

Nach einigen Minuten drehte er sich wieder herum und sagte in seiner ruhigen Art und Weise: „Meine Damen, ich bitte Sie, mich mit dem Kranken vor der Hand allein zu lassen. Nur Ihr Diener hier kann bei mir bleiben, er stört mich nicht und ich brauche ihn vielleicht. Ich muß den Herrn genau untersuchen, und sobald ich damit fertig bin, werde ich Sie wieder rufen lassen, um Ihnen meine Ansicht der Sache darzulegen."

Augenblicklich gehorchten die beiden Frauen, entfernten sich und nun begann der Arzt seine Untersuchung mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, die nichts

zu wünschen übrig ließen. Dies mochte wohl kaum eine halbe Stunde gedauert haben, eine Zeit, die der in Godefroys Wohnzimmer harrenden Margot eine Ewigkeit dünkte; als sie aber mit Frau von Brissac durch Etienne wieder in's Krankenzimmer beschieden wurde, eilte sie mit hastigen Schritten, bebenden Gliedern und einem so angstvollen Gesicht auf den Arzt zu, daß diesem nur zu deutlich dadurch verrathen wnrde, ein wie theurer Freund der Mann sein müsse, um den man hier so sichtlich besorgt war.

„Haben wir hier in der Nähe ein anderes Zimmer?“ fragte der Arzt, ohne ein Wort über den Zustand des Kranken zu verlieren, wonach Margot zu schmachten schien.

„Bitte!“ erwiderte sie und deutete nach der Thür, die über den schmalen Corridor fort nach dem Zimmer führte, welches sie eben verlassen, und alsbald traten alle Drei in dasselbe ein, während Etienne auf einen Wink seiner Herrin am Bette des Kranken zurückblieb.

„Nehmen wir hier Platz!“ sagte der Arzt, als man das Zimmer erreicht; und sobald er sah, daß die Damen sich niedergelassen, setzte er sich selbst bequem in einem Sessel zurecht, als treibe ihn nichts zur Eile und als habe er hier ein ihm alltägliches unbedeutendes Geschäft zu verrichten. „Ja,“ fuhr er nach einer Weile fort, nachdem er noch einmal die traurigen Gesichter der beiden Freundinnen studirt, „die von Ihnen angedeutete Gemüthserschütterung, Madame, muß eine sehr starke gewesen sein, daß sie in so kurzer Zeit — Sie sagen; es seien nur sechs Tage seitdem verflossen — einen solchen Körper so unterjochen und brechen

konnte. Ich habe so bald keinen so vollkommen gebildeten Menschen mit so gesunden Organen vor Augen gehabt, und das ist mir ein großer Trost, schon in Ihrem Interesse, die Sie einen so großen Antheil an der Wiederherstellung des Kranken nehmen. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß sein Leiden ein schweres ist. Er hat ein typhöses Fieber, das sich leicht zum vollkommenen Typhus steigern kann —"

„Aber er wird doch wieder gesund werden?" unterbrach ihn Margot mit hochathmender Brust und indem sie die gefalteten Hände gegen den Arzt erhob, wobei heiße Zähren über ihre Wangen rollten.

„Das steht bei Gott, Madame," erwiderte der Arzt mit der größten Gelassenheit, „und ich will das Meinige gern thun, daß er es wird. Ich werde heute Abend noch einmal zu Ihnen herauskommen und dann kann ich möglicher Weise schon eine begründetere Hoffnung in Bezug auf seine Besserung aussprechen. Doch vor allen Dingen fassen Sie sich und geben Sie sich nicht ganz Ihrem Schmerze hin. Der Fall ist schwer, ja, aber die Heilung nicht ausgeschlossen, ich habe sogar den besten Muth, nachdem ich diesen schönen und starken Körper gesehen. — Doch nun zu meinen Verordnungen. Vor allen Dingen — haben Sie Eis im Schloß?"

„Der Eiskeller ist ganz gefüllt," nahm Frau von Brissac rasch das Wort, da Margot vor Erregung kaum zu sprechen vermochte.

„Gut, das ist vor der Hand das Nothwendigste." Und nun begann er verschiedene Anordnungen, auch in Bezug auf die Diät auszusprechen, und als er damit

fertig war, ersuchte er die Herzogin, ihm einen reitenden Boten mit nach Paris zu geben, damit derselbe die dort bereitete Arznei gleich herausbringen könne.

Zehn Minuten später hatte der Arzt sich den Damen empfohlen und in Begleitung des verlangten Boten das Schloß wieder verlassen, und die beiden Frauen beeilten sich, seine Verordnungen auf das Pünktlichste auszuführen. Beide wichen von diesem Moment an nicht mehr vom Lager des Kranken, der den Tag über ganz ruhig und unbeweglich lag, die Augen geschlossen hielt, als schlummere er, und nichts um sich her zu bemerken schien. Gegen Abend aber wurde er unruhiger, warf sich hin und her und die Eishüllen um seinen Kopf mußten vorsichtiger als vorher darauf befestigt werden. Auch war das Fieber viel stärker geworden, die Hitze im Kopf nahm trotz des aufgelegten Eises zu und die beiden Krankenpflegerinnen waren glücklich, als Abends um neun Uhr der Arzt wieder kam und sich genau nach allen Vorgängen während des Tages erkundigte. Er hielt sich diesmal wohl eine Stunde lang auf, untersuchte seinen Patienten abermals und beobachtete ihn längere Zeit mit der größten Aufmerksamkeit. Als er aber zuletzt mit den Frauen wieder das Zimmer verließ und sich mit ihnen wie am Morgen in dem gegenüberliegenden besprach, sagte er:

„Meine Damen, beruhigen Sie sich, die Krankheit scheint ihren ruhigen Verlauf nehmen zu wollen, aber ich sage Ihnen vorher, daß Sie auf keine zu schnelle Beseitigung derselben rechnen dürfen. Voraussichtlich kann und wird sie Wochen lang dauern und darauf

müssen Sie sich gefaßt machen. Noch ist keine besondere Gehirnreizung vorhanden, doch wird sie nicht ausbleiben und wahrscheinlich schon in dieser Nacht eintreten. Erschrecken Sie also nicht, wenn er zu phantasiren und laut und unzusammenhängend zu sprechen beginnt. Darauf mache ich Sie schon vorher aufmerksam. Stören und beunruhigen Sie ihn auf keine Weise, und wenn er etwas von Ihnen verlangen sollte, gehen Sie ruhig darauf ein; übrigens wird er nie lange an einem Gedanken haften bleiben, sondern von einem zum andern sprungweise übergehen. Ein Wächter aber muß Tag und Nacht bei ihm sein, damit er nicht etwa Miene macht, sich zu erheben und umherzugehen, was bei solchen typhösen Kranken bisweilen geschieht —"

„O, darum sorgen Sie nicht," unterbrach ihn Margot mit Hast; „wir Beide lösen uns bei ihm ab und meine Diener sind auch zuverlässig, wenn uns einmal ein paar Stunden die Kräfte ausgehen sollten."

„Dann bin ich zufrieden," erwiderte der Arzt mit lächelnder Miene. „Ich sehe, mein Patient ist in den besten Händen und so wird Gott ja auch wohl das Seinige thun, wie wir Alle."

„Ist die Krankheit ansteckend?" fragte Frau von Brissac mit einem besorgten Blick auf Margot, als der Arzt schon nach seinem Hute griff.

Er dachte einen Augenblick nach, dann sagte er mit fester Stimme: „Ansteckend? Nein, durchaus nicht, ich halte sie wenigstens nicht dafür; wenn Sie aber ein Uebriges thun wollen, lassen Sie Tag und Nacht ein Fenster offen stehen; die frische Luft wird nicht

nur dem Leidenden, sondern auch den ihn im Zimmer Bewachenden wohlthätig sein."

„Erkältet er sich denn aber nicht dabei? Ich meine den Kranken —" warf Margot mit sichtbarer Besorgniß ein.

Der Arzt lächelte wieder auf seine geheimnißvolle Art und sagte ruhig: „O! Fürchten Sie das nicht, Madame; ich sage Ihnen ja, die frische, selbst kühle Luft wird ihm wohlthätig sein, und nun habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Morgen noch vor der Mittagsstunde bin ich wieder hier oder, wenn ich verhindert sein sollte, schicke ich Ihnen meinen zuverlässigen Assistenten, den ich von meiner Ansicht der Sache unterrichten werde."

„O, kommen Sie lieber selbst," bat Margot, dem Arzte die schöne Hand hinstreckend, die er ehrerbietig küßte, „ich habe so großes Vertrauen zu Ihnen, Herr Doctor."

Dieser nickte ihr freundlich zu, dann verbeugte er sich höflich und in wenigen Minuten rollte sein Wagen wieder mit ihm in die sternenklare Nacht hinaus.

So begann die erste Nacht, die man sorgenvoll wachend bei dem Kranken zubrachte und die für die betheiligten Angehörigen eines schwer Leidenden immer um so peinlicher ist, als sie sich an die allmälig auf einander folgenden Erscheinungen der fortschreitenden Krankheit noch nicht gewöhnt haben. Margot und Frau von Brissac hatten beschlossen, diese erste Nacht zusammen am Bett Godefroys zuzubringen und ihnen

schloß sich aus eigenem Antriebe Etienne an, der von der größten Theilnahme erfüllt war und sie auf jede mögliche Weise an den Tag zu legen suchte. Vom nächsten Morgen an war man dagegen übereingekommen, sich alle zwei Stunden am Krankenbette abzulösen und auch Jeanne zu diesem Liebesdienst heranzuziehen, denn den anderen, dem Leidenden bei Weitem ferner stehenden Dienern, die ja auch den ganzen Tag von anderweitigen Pflichten in Anspruch genommen waren, wollte man den geliebten Kranken nicht anvertrauen.

Anfangs und bis nach elf Uhr Nachts verlief Alles in der bisherigen Stille. Der Kranke lag ruhig, nahm willig die ihm jede Stunde dargereichte Arznei und ließ sich ohne Widerspruch die Eisumschläge gefallen, die von den sorgsamen Pflegerinnen ohne Unterlaß auf seinen brennenden Kopf gelegt wurden. Kurz vor zwölf Uhr aber begann er unruhig zu werden und leise vor sich hin zu murmeln, bis er sich plötzlich aufrichtete, die kalten Tücher vom Kopfe streifte und starr vor sich hin blickte, als ob er irgend etwas sähe, was seinen Geist in Aufruhr brachte.

Margot, die auf einem Sessel dicht neben seinem Bette saß, sprang sogleich herbei, umfaßte ihn und suchte ihn mit den sanftesten Worten zu beruhigen. Auch Frau von Brissac trat an die andere Seite des Bettes, das man auf des Arztes Anordnung vorsichtig von der Wand abgerückt, und wollte ihm die kalten Tücher wieder auflegen, als sein Gesicht plötzlich einen rührend weichen und lächelnden Ausdruck annahm und er erst leise, dann lauter und lauter zu sprechen begann.

„Was sagt er?“ fragte Margot angstvoll, da sie die ersten Worte nicht verstanden hatte, und beugte ihr Ohr tiefer nach den sich bewegenden Lippen des Kranken hinab.

„Er hat nichts Verständliches gesagt, Kind,“ erwiderte Frau von Brissac, „er fängt an zu phantasiren, und nun fasse Dich und denke daran, was unser guter Doctor uns gesagt.“

Kaum hatte sie ausgesprochen, da rang sich das erste verständliche Wort von den Lippen des Kranken los, sein jetzt wieder bleiches Gesicht überflog ein strahlendes Lächeln und er sagte, zwar nicht sehr laut, doch klar und deutlich genug:

„Mein Vater! Ich komme! Sieh, da bin ich schon! O, wie schön sind Deine Berge, — sind sie denn noch die meinen? O, wie herrlich hat der liebe Gott sie aufgebaut — wie silberweiß ist die Jungfrau, die ich so liebe — und da die dunklen Tannen auf dem Abendberg — o, wie köstlich ist das Alles! — Ach, und der See,“ fuhr er nach kurzer Pause fort, während die beiden Frauen athemlos lauschten, „den ich so lange nicht gesehen, wie blau, wie blau ist er und wie sanft fließen seine Wellen dahin! Ach — da lernte ich sie kennen — Margot, Margot, weißt Du es noch?“

Die Frauen schauerten zusammen, als sie diese halb klagereichen, halb jauchzenden Worte hörten und verstanden, waren es doch die ersten, die sie von ihm vernahmen, seitdem er das Lager hütete; als er aber zuletzt Margots Namen mit so liebevoller Betonung aussprach, schluchzte diese laut auf, sprang zu ihm hin,

beugte sich nieder und küßte seine heißen Lippen, bis Frau von Brissac sie wegzog und sagte:

„Ich bitte Dich, Kind, störe ihn nicht und laß ihn gewähren, so lange er so ruhig bleibt. Er phantasirt ja nur, und daß er es thun würde, hat uns der Arzt ja vorausgesagt.“

Margot ließ sich leise weinend wieder auf ihren Sessel am Bett nieder und horchte, ob der Kranke nicht weiter sprechen werde; auch sprach er wirklich, aber er sank dabei in die Kissen zurück, als fühle er sich erschöpft, und die Worte klangen jetzt leiser, obgleich sie noch immer verständlich blieben.

„Wo bin ich jetzt?“ flüsterte er fast nur, indem er die eben erst geschlossenen Augen von Neuem öffnete und wie suchend um sich her blickte.

„Bei mir!“ schluchzte Margot wieder auf und trat abermals an das Bett.

Da sah er sie groß und ihr Gesicht scharf durchforschend an und fragte dann mit unsicherer Stimme: „Wer bist Du?“

„Ich bin Deine Margot, Deine Dich innig und ewig liebende Margot!“ stammelte sie unter Thränen und legte ihre Hände auf die seinen, um ihm auch so fühlbar zu machen, daß sie es wirklich sei.

„Ach, also doch,“ flüsterte er — „und sie liebt mich noch? O, das ist schön, das konnte ich mir kaum denken.“

„O mein Gott,“ rief Margot plötzlich und schaute angstvoll in ihrer Freundin Gesicht, „jetzt fällt mir sein Traum ein, Joachime, den er in der ersten Nacht hier im Schlosse gehabt, weißt Du es noch? Gott, o

Gott, also Träume bedeuten doch etwas! Ich wollte es damals nicht glauben und die Angst, die mich ergriff, als er ihn mir erzählte, wegscherzen, nun aber ist ein bitterer Ernst daraus geworden. Ach! Jetzt fehlt nur noch der Spiegel, den er verlangte, um sein Gesicht zu sehen —“

Sie hatte es laut gesprochen und der Ton, womit sie sprach, drückte ihre ganze Seelenangst aus, aber da fuhr der Kranke schon wieder zu sprechen fort, der ihre Worte mit den Ohren aufgefangen, obgleich sein schwacher Geist sie nicht ganz begriff. „Spiegel?“ fragte er. „Welcher Spiegel? Was ist das?“

„Antworte ihm nicht,“ bat Frau von Brissac, „Du regst ihn damit nur auf. Solchen Phantasieen gegenüber muß man sich ruhig verhalten und sie geduldig anhören. — Siehst Du, jetzt schweigt er schon, er hat seine Frage vergessen und legt sich wie zum Schlafen zurecht.“

Sie hatte das Richtige getroffen und Margot befolgte auch sogleich ihren Rath, was den besten Erfolg hatte, denn mit diesen ersten linden Delirien schien er seine Kräfte erschöpft zu haben und lag von jetzt an zwei Stunden lang ruhig da, nur bisweilen leise vor sich hin murmelnd, als spräche er innerlich mit Jemandem, dem er sich verständlich zu machen suchte.

Unermüdlich saßen die beiden Pflegerinnen während dieser Zeit an seinem Bett, rückten ihm die Kissen zurecht, wechselten die Eisumschläge und keine Minute lang kam der Schlaf in ihre Augen, als ob sie dies so wichtige menschliche Bedürfniß nicht mehr empfänden. Nur Etienne, der hinter ihnen auf einem Sessel Platz

genommen, nickte bisweilen ein, war aber jeden Augenblick, sobald man ihn rief, bereit, Hülfe zu leisten, wo man derselben zu bedürfen glaubte.

Aber man bedurfte ihrer nicht mehr in dieser Nacht. Der Kranke blieb ruhig liegen, obgleich er nicht schlief, was der Arzt auch noch nicht erwartet hatte. Und so brach allmälig der neue Tag an und die erste schauerliche Nacht lag hinter den im Zimmer Versammelten.

Von sechs Uhr Morgens an aber theilten sie sich in die Wache für den nächsten Tag und die folgende Nacht. Zuerst kam Jeanne, die bis dahin geschlafen, an die Reihe, während die Anderen sich ruhten; um acht Uhr erschien Margot, die in ihrer Sorge um den Geliebten nicht lange fern von ihm bleiben konnte; um zehn Uhr Etienne und um zwölf Uhr wollte eben Frau von Brissac ihre Wache beginnen, an der sich freiwillig auch Margot wieder betheiligte, als der Arzt erschien und, nachdem er alles Vorgefallene vernommen und sich von dem Zustande seines Patienten überzeugt, sagte:

„Ich bin im Ganzen befriedigt, meine Damen, und so wie er jetzt vor uns liegt, wird er Tage lang bleiben, was mir auch recht ist, wenn keine Zwischenfälle eintreten, die man freilich nicht voraussehen kann. Indessen vertraue ich auf seine gute Natur, sie wird ihm helfen, aber so weit sind wir noch lange nicht, daß wir die Zeit bestimmen könnten, wann dies geschieht. Sie müssen also Geduld haben: es kann Wochen dauern, bis er wieder gesund ist."

„O, lassen Sie es Monate sein, wenn er überhaupt nur wieder gesund wird!" fiel Margot ein.

„Wir haben Geduld und unsere Kräfte werden bei unserm guten und starken Willen ausreichen, Herr Doctor, wenn wir auch augenblicklich über die Maaßen besorgt sind.“

„Seien Sie es nicht allzusehr, Madame, beruhigen Sie sich. Ich bin es heute schon bei Weitem nicht mehr so wie gestern, wo ich ihn zum ersten Male sah. Die Sache ist einfach und wickelt sich ruhig und naturgemäß ab, und was seine Phantasieen betrifft, die Sie so sehr geängstigt haben, so sehe ich darin nur etwas, was sich von selbst versteht. Sie werden zwar alle Nächte wiederkehren, auch bei Tage sogar, aber das darf Sie nicht anfechten und von Neuem unruhig machen. Ich, wie gesagt, habe die beste Hoffnung, und die müssen Sie auch haben!“ —

Fünftes Capitel.

Eine fragliche Genesung.

So gewannen denn auch die besorgten Herzen der beiden Hauptpflegerinnen wieder neue Hoffnung, und sie gaben sich alle Mühe, den Worten des Arztes zu glauben, so oft sie auch wieder in ihre frühere Sorge zurückfielen, wenn neue und sehr häufige Phantasieen folgten, die jedoch stets gelinder Art waren und niemals in wilde Delirien ausarteten. Allein darin hatte der Arzt auch Recht gehabt: es dauerte

wirklich Wochen, bis das so heftig begonnene typhöse Fieber nachließ und allmälig, langsam, ganz langsam Zeichen von Besserung eintraten, die sich namentlich durch einen regelmäßigeren und festeren Schlaf kundgaben, was der Arzt, der fast täglich erschien, ihnen durch sein von Tag zu Tage heiterer werdendes Gesicht zu erkennen gab, bis er eines Morgens den Kranken völlig außer Gefahr erklärte.

Bis dahin war die Pflege desselben, wie sich von selbst versteht, die beste von der Welt gewesen; die Pfleger und Pflegerinnen hatten unermüdlich ihren Platz behauptet, und wenn sie auch bange Stunden dabei verbracht und oft, recht oft in die größte Sorge gerathen waren, so hatte sie doch jedesmal der Arzt durch seine Tröstungen ermuthigt, bis sie sich endlich an die qualvolle Lage gewöhnten und jeden Tag neue und sicherere Hoffnung schöpften, daß die Genesung nun bald sichtbar werden würde.

Als der so liebevolle Mann aber an jenem Tage das Wort sprach, daß der Kranke außer aller Gefahr sei, sank Margot, von ihren Gefühlen überwältigt, hinter ihm auf die Kniee und dankte in kurzem inbrünstigen Gebet Gott, daß er ihre Bitte erhört, die sie täglich, stündlich zu ihm emporgestammelt.

Das erste und sicherste Zeichen der eingetretenen Besserung Godefroys bestand, wie gesagt, in einem ununterbrochenen ruhigen Schlaf, der vom Abend um sechs Uhr bis um zwei Uhr Nachmittags des nächsten Tages, also beinahe zwanzig Stunden dauerte, so daß der Arzt, der wie gewöhnlich gegen Mittag kam, ihn an diesem Tage gar nicht sprechen und untersuchen

konnte, da er ihn unter keinen Umständen in seiner Ruhe stören wollte. Den ganzen Morgen, während er schlief, war Etienne bei ihm gewesen, als dieser aber um ein Uhr sich entfernte, um sein Mahl einzunehmen, löste Margot ihn ab, und so war gerade sie es, die dem ersten klaren Erwachen des Kranken beiwohnte.

Als er die Augen aufschlug und sich behaglich dehnte, gewahrte er plötzlich Margot an seinem Bette sitzen und, gleichsam erstaunt, schaute er sie eine Weile mit einer wunderbar aufglänzenden Freudigkeit an, wobei seine Augen noch viel größer erschienen als früher, da sein Gesicht auffallend abgemagert war. Aber es war merkwürdig, wie seltsam er sich dabei benahm, und doch war es erklärlich, da er nach einer vierwöchentlichen schweren Krankheit sich nicht so leicht in der Vergangenheit orientiren konnte und in das ihm ganz neue Leben erst wieder finden lernen mußte.

Lange, gleichsam prüfend ruhte sein Auge auf der vor ihm sitzenden Gestalt, auf ihrem zwar etwas bleichen und abgehärmten, aber doch immer gleich schönen Antlitz, als wolle er aus ihren Zügen etwas Bekanntes, Liebes, Geliebtes herauslesen, und das mußte er in der That entdecken, denn plötzlich belebten sich seine eingesunkenen Wangen, eine lange nicht darauf gesehene Röthe färbte sie einen Augenblick und dann brach ein Lächeln über das ganze Gesicht herein, wie die Sonne es den Menschen zeigt oder zu zeigen scheint, wenn sie nach langer Nacht aus dunklen Wolken hervorbricht und ihr goldnes Licht über die Schatten der Erde ausgießt.

Als Margot dies Lächeln bemerkte, welches ihr verrieth, daß ihr Liebling sie erkannt und bei vollkommen klarem Verstande sei, war es um ihre bisherige Fassung geschehen. Einen lauten Jubelruf ausstoßend, sprang sie von ihrem Sitze auf, warf sich über sein Lager hin, umschlang ihn fast jauchzend mit ihren Armen und küßte ihn so innig und heiß, wie sie ihn vielleicht nie geküßt.

„Godefroy,“ rief sie, in Freudenthränen ausbrechend, „Du bist mir von Gott wiedergegeben, ich sehe, ich fühle es; Du bist wieder gesund und wirst es nun stündlich mehr werden. Ja, ich habe Dich wieder, hier an meinem Herzen halte ich Dich — fühlst Du es klopfen vor Wonne, vor unsäglicher Wonne?“

Von ihrer Heftigkeit etwas überrascht, blieb er eine Weile still, dann drängte er sie sanft von sich fort, blickte sie mit seinem freundlichsten Lächeln an, das Margot in ihre glücklichsten Stunden zurückversetzte, und sagte mit klarer und fast wie sonst voll und kräftig tönender Stimme:

„Ich bin wohl sehr krank gewesen, Margot?“

„Ja, Godefroy, theurer Godefroy, sehr, sehr krank und ganze vier Wochen lang. Wir haben namenlose Sorge um Dich ausgestanden, aber heute, jetzt bin ich zum ersten Mal wieder glücklich, da Du mich mit Deinem alten guten Gesicht und einer so freundlichen Miene ansiehst. Doch nun sprich, wie befindest Du Dich?“

Godefroy zog eine ihrer Hände an seine Lippen, die ihre natürliche Wärme wieder angenommen, und sagte: „O, jetzt ist mir unbeschreiblich wohl, ich kann

es Dir gar nicht mit Worten bezeichnen. Ich empfinde eine Freude im Herzen, die ich nie empfunden, und wahrscheinlich stammt sie daher, weil ich Dich zuerst von allen Uebrigen wieder bei mir sehe, denn ich habe Dich lange, lange nicht in meiner Nähe gefühlt. — Doch halt!“ fuhr er nach einigem Besinnen fort und legte die linke freie Hand, da Margot die rechte hielt, an seine Stirn, „mir ist doch noch etwas confus zu Muthe und Vieles kann ich mir im Augenblick nicht recht erklären. Sage mir, war denn Alles, was mir begegnet ist, ein Traum oder war es Wirklichkeit? Ich habe so Vieles denken müssen, als ich so still lag, und Ihr habt gewiß nicht geglaubt, daß ich es gedacht.“

„Was hast Du denn gedacht?“ fragte Margot, indem ihr das Herz vor einer neuen Sorge wieder heftig zu schlagen begann.

„Ach!“ seufzte er mit wehmüthigem Blick in ihr Auge auf, „es ist eigentlich schrecklich, und doch glaube ich, daß es wahr ist, denn ich fange an, mich auf Alles zu besinnen, was mit mir vorgegangen ist, als ich noch gesund und bei Kräften war.“

„Was ist es denn, was Dir so schrecklich erscheint?“ fragte Margot mit bebenden Lippen.

„O Margot,“ sagte er mit einer Zärtlichkeit, die er lange nicht hatte blicken lassen, und zog sie an der Hand sanft zu sich hin, „sage mir doch, bis Du denn wirklich das Weib eines Anderen?“

„Nein, nein, nein,“ rief sie laut aus und warf sich wieder an seine Brust, „ich werde nie, nie das Weib eines Anderen sein, nur das Deine, das Deine allein, mein Godefroy!“

„Aber Du bist doch mit dem Marschall verheirathet?" fuhr er laut aufstöhnend fort und sein Auge bohrte sich in das ihre, die Frage auch mit dem Blick aussprechend, der bis in die tiefste Tiefe ihrer Seele drang.

„Ja freilich," erwiderte sie, wie ermattet immer fester an seine Brust sinkend, „was die Welt so nennt, so ist es wahr, man hat mich zu seiner Frau gemacht, aber, Godefroy —" und hier ließ sie seine Hand los und hob die ihre zum Himmel auf — „ich schwöre Dir zu und Du kannst es mir glauben, denn ich rufe Gott zu meinem Zeugen an, ich führe nur seinen Namen, er hat mich nie besessen und besitzt mich nie, wie Du mich besitzest, und so wird er mich auch niemals besitzen. Also beruhige Dich darüber. In dem Verhältniß, welches zwischen mir und dem Marschall besteht, kann alle Tage eine Aenderung eintreten, und sie wird eintreten — in dem unseren aber niemals, niemals, ja es wird alle Tage inniger werden und wir werden einst auch vor den Menschen als Mann und Weib vereinigt sein, wie wir es jetzt schon vor Gott sind."

Er schüttelte sanft den Kopf, als glaube er doch nicht recht, was sie eben gesprochen, dann aber sagte er leise und sank wie zu neuem Schlaf auf sein Kissen zurück, da er von dem ersten aufregenden Gespräch, das allerdings für seinen jetzigen Zustand zu angreifend gewesen, vollkommen erschöpft sein mochte: „Ich begreife es noch nicht ganz, doch — ich werde es ja wohl künftig begreifen. Jetzt — gieb mir Ruhe und Frieden, ich bin müde und denke schlafen zu können."

Unmittelbar darauf schloß er die Augen, und Margot, von lebhafter Reue ergriffen, daß sie sich von ihren Gefühlen zu solchem Gespräch hatte hinreißen lassen, drückte einen leisen Kuß auf seine Stirn und betrachtete dann den ruhig Eingeschlafenen lange und innig, während ihre Thränen reichlich flossen und sie sich dabei vornahm, künftig vorsichtiger zu sein und die Unterhaltung nicht mehr auf Dinge zu lenken, die so gefährlich für des Freundes Ruhe waren und von denen er in seinem jetzigen Schwächezustand durchaus fern gehalten werden mußte. —

Godefroy schlief mehrere Stunden lang und als er am Abend wieder erwachte und ein lebhaftes Bedürfniß nach Speise und Trank empfand, das auch alsbald befriedigt wurde, da Etienne gerade bei ihm war, der ihm stets Alles, was er verlangte, mit tausend Freuden reichte, kam Frau von Brissac in's Zimmer, die zufällig in der Küche gehört hatte, was Etienne eben daselbst gefordert. Es war das erste Mal, daß sie ihren aufgelebten Patienten bei klarem Verstande fand und so war ihre Freunde groß und gab sich durch allerlei Zärtlichkeiten kund, die sie ihm früher nicht so verschwenderisch hatte zu Theil werden lassen.

Sobald Godefroy sie bei sich eintreten sah, trank er rasch sein Glas Wein aus, richtete sich mit eigener Kraft im Bette auf und reichte ihr froh lächelnd die Hand. „Guten Tag, Frau von Brissac,“ sagte er herzlich, „o, wie freue ich mich, Sie wieder begrüßen zu können.“

„O, ich noch mehr, mein lieber Herr Strozzi,“ erwiderte sie, „da ich ja sehe, wie gut es Ihnen geht.

Nicht wahr, es geht Ihnen gut und Sie sind mit Allem zufrieden?"

„O ja," sagte er, dankbar zu ihr aufschauend, „es geht mir gut und das ist in nicht geringem Maaße auch Ihr Verdienst, da Sie mich ja so sorglich gepflegt haben. Etienne hat es mir schon erzählt und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Ach, ich habe Ihnen gewiß viel Sorge gemacht und leider — leider kann ich es Ihnen nicht vergelten, wie ich möchte. Doch, unterbrach er sich und schaute nach der Thür, die sich noch immer nicht für diejenige öffnen wollte, nach der er ein so großes Verlangen trug — wo ist Margot?"

„Sie ruht ein wenig, bester Mann," versetzte sie. „Das gute Kind hat in den letzten Wochen nur wenig geschlafen, da sie fast beständig in Ihrer Nähe und dabei stets in großer Sorge gewesen ist"

„Ah, ja, das weiß ich, Etienne hat es mir gesagt und ich habe es auch selbst gefühlt, da ich wohl Manches bemerkt, worüber ich nicht habe sprechen können. Aber wie — sie ist doch nicht krank? Ich habe ihr etwas zu sagen."

„Soll ich sie rufen?" fragte Frau von Brissac in einiger Hast, da sie wohl wußte, wie gern Margot herbeieilen würde, wenn sie des Kranken Wunsch vernahm.

„Nein, nein," sagte er, „lassen Sie sie schlafen, sie mag es wohl nöthig haben. Auch hat es keine Eile und sie erfährt früh genug, was ich auf dem Herzen trage. O —" fügte er hinzu, „wie gut mir der Wein dort schmeckt und er verschafft mir immer den Schlaf. Geben Sie mir noch ein Glas davon."

Frau von Brissac füllte sogleich ein Glas und reichte es ihm hin, denn der Arzt hatte befohlen, daß man ihm, so oft er es wünschte, von dem edlen Wein zu trinken geben sollte, den man für ihn herbeigeholt.

Bald darauf schlummerte er auch wieder ein und an diesem Tage sollte Margot nicht mehr erfahren, was er ihr zu sagen hatte, denn er schlief fast die ganze Nacht hindurch, so daß Etienne, der jetzt mit ihm das Zimmer theilte, kein einziges Mal durch den Schall der Glocke geweckt wurde, den Godefroy jedesmal hören ließ, wenn er des Beistandes seines Hüters bedurfte.

Als er aber am nächsten Morgen erwachte, zu einer Stunde, wo die Aprilsonne schon mit behaglicher Wärme in sein Zimmer schien, fühlte er sich so wohl, wie seit langer Zeit nicht, und auch seine Kräfte schienen zugenommen zu haben, denn seine Bewegungen waren viel freier uud rascher geworden. Auch verzehrte er sein Frühstück mit großem Appetit, und gerade als er mit demselben fertig war, ging die Thür nach dem Corridor auf, nach der er schon oft sehnsuchtsvoll geblickt, und Margot trat herein, jugendlich schön wie die Morgensonne draußen, denn die Freude, daß ihr Freund genesen und ihr nun bald in voller Frische und Kraft wiedergegeben sein werde, hatte ihr neue Reize verliehen und ihr Auge strahlte die ganze Wonne aus, die ihr Herz in den glücklichsten Stunden erfüllt.

Wie mit Flügeln der Liebe begabt, flog sie auf ihn zu, umarmte und küßte ihn, wie sie es immer that, wenn sie einmal eine kurze Zeit von ihm getrennt gewesen, und dann setzte sie sich an sein Bett, um ihm

zuerst voller Freude mitzutheilen, daß ihr der Arzt gestern beim Abschiede gesagt, er hoffe, daß sein Patient nun bald aufstehen und sich in einen Sessel an's Fenster setzen dürfe, um einmal wieder in die schöne Natur hinausblicken zu können, die ja nun schon weit in den Frühling vorgeschritten war.

„O, das ist gut," entgegnete Godefroy freudig, „danach habe ich mich schon lange gesehnt und heute hätte ich ihn selbst darum gebeten. Das Liegen sagt mir nicht mehr zu und bald hoffe ich wieder stehen und gehen zu können, wie früher, wenn ich jetzt auch noch etwas schwach und hinfällig bin."

Und so begann er mit ihr traulich zu plaudern, ihr verschiedene, die Meierei und das Vieh betreffende Fragen vorzulegen, und schien dabei ganz vergessen zu haben, daß er ihr etwas zu sagen habe, wie er gestern Frau von Brissac vertraut. Margot aber, der es die Freundin alsbald mitgetheilt, hatte es nicht vergessen, und so fragte sie ihn endlich, was es denn sei, was er auf dem Herzen trage, wie sie gehört.

Augenblicklich ließ er ihre Hand los, die er bisher gehalten, und lehnte sich in seine Kissen zurück, die Augen nachdenklich zur Zimmerdecke aufschlagend. Offenbar ging er mit sich im Stillen zu Rathe, ob er ihrem Verlangen nachkommen solle, allein er zögerte damit, bis Margot ihn noch einmal bat, ganz offen mit ihr zu reden und nichts zu verschweigen, was ihn innerlich beschäftige oder gar bedrücke, welchen Gegenstand es auch betreffen möge.

Da seufzte er tief auf, sah sie einen Augenblick forschend an und sagte endlich mit sichtbarem Zagen,

das sich schon in seiner weicheren und leiseren Stimme verrieth: „Ja, wenn Du es durchaus wissen willst, so will ich es Dir sagen. Ach, es quält mich schon lange und doch fürchte ich es auszusprechen, da es Dich dann eben so beunruhigen wird wie mich. — So wisse denn, ich trage eine große Sehnsucht im Herzen und den Gedanken daran kann ich nicht aus dem Kopfe bringen.“

„Eine Sehnsucht hast Du? Wonach?“ fragte Margot mit leichtem freudigen Erröthen und doch schlug ihr das Herz gewaltig dabei, als ob eine leise Ahnung sie beschliche, daß sie alsbald hören werde, was auch für sie von großer Wichtigkeit wäre. „Sprich Dich aus,“ fuhr sie fort, „und sei versichert, daß ich diese Sehnsucht mit Dir theilen werde, wenn sie zu stillen ist.“

„O ja, sie ist zu stillen und muß gestillt werden, wenn ich nicht zu Grunde gehen oder ganz unglücklich werden soll,“ sagte er mit einem Mal lauter und kräftiger, als ob er sich plötzlich zu einem kühnen Entschluß aufgerafft habe. „Ich — ich habe eine große, eine unbegreifliche Sehnsucht nach meiner Heimath, meinem Vater, meinen Bergen und Thälern. Sie alle kommen mir bei Tag und Nacht nicht mehr aus den Gedanken, und wenn ich diese Sehnsucht nicht bald befriedigen kann, Margot, ich wiederhole es Dir, dann werde ich wieder krank und an dieser neuen Krankheit sterbe ich, ich weiß es nur zu gewiß.“

„Godefroy!“ schrie Margot wie in Verzweiflung auf. „Du wolltest mich verlassen, nach Deiner Heimath

ziehen und Monjardin den Rücken kehren? Jetzt schon und bald?"

„Ja, Margot," sagte er, immer fester werdend und sprechend, „ich muß es, es ist nothwendig, oder ich zehre mich in dieser namenlosen Sehnsucht auf. So, nun habe ich es Dir gesagt und fühle mich ruhiger, und Du wirst begreifen, daß ich es Dir sagen mußte, so schmerzlich es mir auch ist, Dir das Herz damit zu beschweren."

„Nein, nein, nein," rief sie, in Thränen ausbrechend, „das kann nicht Dein Ernst sein, Du wirst, Du kannst mich nicht verlassen wollen, es ist gar nicht möglich und ich ertrüge es nicht. — Doch halt," fuhr sie nach kurzem Nachdenken mit entschlossenem Wesen fort, „was fürchte und besorge ich denn dabei? Wir brauchen uns ja deshalb nicht zu trennen. Wenn die Sehnsucht nach Deiner Heimath in Dir so groß ist, wie Du sagst, und Du sie stillen mußt — o ja, ich glaube auch, daß es nothwendig ist — so theile ich sie mit Dir, wie ich vorher versprach, und ich gehe mit Dir nach der Schweiz. Mich hält hier nichts zurück, mich bindet überhaupt nichts an Frankreich mehr, und was ich zurücklasse, kann anderen zuverlässigen und treuen Menschen übergeben werden. Und gerade der diesjährige Sommer ist zu einer Reise ganz angethan. Der Marschall ist in Deutschland, der Krieg hat — Du weißt es noch nicht — von Neuem begonnen, er kommt also so bald nicht wieder, und wenn er kommt, so wird er sich nicht wundern, daß ich Frankreich verlassen habe und mit Dir nach der ruhigen Schweiz gegangen bin, denn ich werde es ihm schreiben,

es ihm als meinen Wunsch an's Herz legen und er wird, er kann nichts dagegen haben, dazu kenne ich ihn, der sich mir immer als Ehrenmann erwies, zu gut."

Als Godefroy diese mit so fester Entschlossenheit gesprochenen Worte vernahm, sank er wie in sich selbst zusammen und schwieg. Lange Zeit ging er wieder mit sich zu Rathe, endlich aber erhob er sein Auge zu ihr und sagte mit fester Stimme und einem Nachdruck, der ihr wie ein scharfes Messer in die Seele schnitt:

„Nein, Margot, das geht nicht, Du wirst nicht mit mir nach meiner Heimath gehen. Ich muß allein dahin gehen und allein dort bleiben, wie ich es früher war. So ist es Gottes Gebot, der in mir gesprochen hat, und es ist auch recht so, denn ich habe es nicht anders verdient, weil ich — weil ich eine große Schuld auf mich geladen und schwer gesündigt habe."

„Godefroy!" schrie sie wieder laut auf, „welche große Schuld hast Du denn auf Dich geladen, womit hast Du so schwer gesündigt?"

„Still, still," sagte er mit wunderbarer Ruhe und legte seine rechte Hand sanft auf ihre Locken, „rege Dich und mich jetzt nicht auf und sprechen wir lieber heute nicht mehr darüber. Es ist mein fester Entschluß, zu thun, wie ich Dir eben gesagt, und nichts, nichts auf der Welt hält mich davon zurück. Nein, sprechen wir jetzt nicht mehr darüber, ein andermal um so länger und eingehender. Sieh, ich bin nach diesem ergreifenden Gespräch noch zu schwach, Dir meine Gründe auseinander zu setzen, warum Du nicht mit mir gehen kannst, und wenn Du mich lieb hast,

woran ich gewiß nicht zweifle, so schweigst Du und findest Dich in das, was ich von Dir verlange."

Schon während er sprach, war sie vor seinem Bette auf die Kniee gesunken und weinte, erst leise, dann lauter und lauter, aber sie sprach kein Wort mehr, denn der Ton, womit er zuletzt zu ihr gesprochen, bewies ihr, daß er seine ganze innere Stärke und damit seine Macht über sie wieder erlangt habe, und so wollte sie geduldig warten, bis er auch so viel äußere Kraft gewonnen, um ihr seine Gründe auseinander zu setzen, diese schrecklichen Gründe, die sie abhalten sollten, mit ihm in seine Heimath zu ziehen.

So blieben sie längere Zeit stumm, denn Keines von ihnen hatte augenblicklich den Muth und die Kraft, in dem unliebsamen Gespräche fortzufahren. Als Margot ihn aber endlich verließ, eilte sie in ihr Zimmer, sank in einen Sessel und zerfloß in Thränen, denn der Gedanke, sich jetzt oder wenigstens bald von dem Geliebten ihrer Seele trennen zu müssen, war für sie ein furchtbarer, ein unfaßbarer Gedanke, sie konnte ihn nicht ertragen, ihr Herz verblutete sich schon, wenn sie überhaupt nur an die Möglichkeit einer dereinstigen Trennung dachte, die ihr in dieser schweren Stunde zum ersten Mal vor Augen gerückt war und von der sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatte.

So fand sie Frau von Brissac, die bald darauf in ihr Zimmer trat, auf ihrem Stuhle sitzen, und das Erstaunen derselben, als sie die sonst immer so starke und gerade in den letzten Tagen frisch aufgelebte Freundin in Thränen schwimmen sah, war über alle

Maaßen groß. Als sie nun aber erfuhr, was Margot so kummervoll und elend machte, und sie erfuhr es augenblicklich, kniete sie vor ihr nieder, faßte ihre brennenden Hände und sagte:

„Margot, ich habe schon öfter daran gedacht, daß Dein Godefroy einmal wieder von Dir scheiden muß, und die Zeit, die ihm sein Vater zur Reise bestimmt, ist ja auch in wenigen Wochen abgelaufen. Ergieb Dich also in Dein Schicksal und laß ihn ziehen, wohin sein Herz, seine Sehnsucht ihn ruft.“

„Nein, nein, nein,“ rief Margot in jähen Schmerzenstönen aus, „ich lasse ihn nicht ziehen, nicht allein ziehen; ich ziehe mit ihm, wohin es auch sei und mag daraus werden was will. Ich trenne mich nicht mehr, nie mehr von ihm, denn ohne ihn kann, mag und will ich nicht länger leben.“

„So denkst Du jetzt, mein Kind,“ tröstete die Freundin, die freilich nicht so heiß liebte, wie Jene, „aber Du wirst anders denken, wenn Du Dir Alles recht überlegst. Höre erst seine Gründe an, warum er Dich nicht wieder mit nach der Schweiz nehmen will, und ich glaube, sie werden triftig sein, denn ich schaue ruhiger und bedächtiger in dieses Mannes Herz als Du, ein Herz, in dem, ich weiß es schon lange, nichts als Edelsinn, Reinheit, Keuschheit und Gewissenhaftigkeit wohnen, die er allein in dem süßen, aber gewiß auch verführerischen Umgange mit Dir auf ewig — so sieht er es wahrscheinlich an — ja, auf ewig verloren oder wenigstens verletzt zu haben glaubt.“

„Soll das ein Trost sein, Joachime?“ fragte Margot mit vorwurfsvollem Blick. „O, dann ist es

ein kläglicher Trost, und Dir, Deinem so weichen und weiblichen Herzen hätte ich einen solchen nicht zugetraut. Was ist mir alle Reinheit, alle Gewissenhaftigkeit der Welt gegen diese meine Liebe, die so tief, so unauslöschlich tief in meinem Herzen wohnt? Auch mein Herz ist rein, ist keusch, Du weißt es, und daß ich es ihm einzig und allein geweiht, das ist ein Beweis für diese Reinheit, denn vor Gott bin ich nicht schuldig, wenn ich auch gegen der Menschen Sitte, gegen den herkömmlichen Gebrauch der Welt gefehlt habe. Sieh Dich doch nur um in dieser Deinen schönen und lustigen Welt und erwäge, was andere Menschen gethan haben und thun, die nicht so rein vor Gott sind wie ich —"

„O, o," mahnte Frau von Brissac mit mütterlichem, unendlich sanftem Ton, „was die Bösen und Leichtfertigen thun, kann und darf den Guten nie zur Richtschnur werden. Mag sein, daß Dein Herz rein, vor Gott ganz rein, daß Deine Liebe eine unauslöschliche, ewige ist und Deine ganze Seele erfüllt, aber gefehlt hast Du immer, mein Kind."

„Mag sein, ja, ich gestehe es Dir zu," rief Margot, mit namenlos gramvollem Blick in das sanfte Auge der vor ihr Knieenden schauend, „daß ich in Deinen und der Menschen Augen gefehlt, aber sprich nur nicht von einer Trennung von ihm — ich ertrüge sie nicht —"

„O, doch, meine liebe Margot. Der Mensch kann Alles ertragen, was das Schicksal ihm auferlegt wenn die Nothwendigkeit dazu an ihn herantritt, und bei Dir, ja, tritt sie jetzt heran."

„Das sehe ich eben nicht ein,“ rief Margot in heftigster Leidenschaft, „und ich will und kann es nicht einsehen.“

„Hast Du schon seine Gründe gehört, warum er allein von hier fortgehen will?“ fragte Frau von Brissac im ruhigsten Ton.

„Nein, aber morgen werde ich sie hören, sobald der Arzt hier gewesen ist und ihm aufzustehen erlaubt; diesen Zeitpunkt hat er mir selbst bestimmt, und was er versprochen, das hält er, darin kenne ich ihn nur zu gut.“

„So warte denn bis morgen,“ war der Freundin letztes Wort, „es sind nur noch wenige Stunden bis dahin, und dann wirst Du vielleicht anders denken als jetzt, wo Du so aufgeregt bist und keinen klaren Blick in Deine und seine Verhältnisse hast.“

„Ich werde nie einen klareren Blick in diese Verhältnisse haben als jetzt!“ rief Margot und zerfloß wieder in Thränen. Frau von Brissac aber erhob sich und verließ sie, in der bestimmten Hoffnung, daß dieser reichliche Thränenerguß und ein längeres Nachdenken die arme Margot in eine andere und die an sie herantretende Nothwendigkeit richtiger beurtheilende Stimmung versetzen werde.

Diese günstigere Stimmung nun, wie Frau von Brissac sie erhofft, fand sich im Laufe dieses Tages bei der armen Margot freilich nicht ein, sie gerieth vielmehr zum ersten Mal in ihrem Leben in ein ihr bisher unbekanntes Chaos von Sorge und Angst.

Ruhelos grübelte sie hin und her, was für Gründe Godefroy wohl anführen könne, um die Ablehnung ihrer Begleitung auf der Reise nach seiner Heimath zu rechtfertigen; und endlich, da sie sie nicht zu finden vermochte oder keine der von ihr gefundenen für wichtig genug hielt, wurde sie darin mit sich einig, daß dieselben, mochten sie so triftig sein wie sie wollten, um Joachime's Ausdruck zu gebrauchen, für sie nicht maßgebend sein würden, und nachdem sie sich das wiederholt vorgesprochen, ertrug sie die noch übrigen Stunden des Tages mit einem am Morgen kaum gehofften Gleichmuth, so daß sie sogar später in anscheinender Ruhe bei Godefroy weilen und sich mit ihm, wie in früheren Tagen, über verschiedene gleichgültigere Dinge unterhalten konnte.

Am nächsten Morgen aber, den sie mit steigender Ungeduld erwartet, kam der Arzt aus Paris frühzeitiger als sonst nach Monjardin und als er den Kranken genau untersucht hatte, erklärte er beiden Damen, die er schließlich rufen ließ, daß er mit dem Befinden seines Patienten den Umständen nach heute zufrieden sei und ihm gestatte, zum ersten Mal aufzustehen, um, so lange es sein eigener Wunsch wäre und seine Kräfte es erlaubten, auf einem bequemen Stuhl am Fenster zu sitzen.

Margot hatte diesen aesculapischen Ausspruch mit lautem Herzklopfen erwartet und kaum hatte der Arzt das Schloß verlassen, so erschien auf ihren Befehl Etienne bei dem nun zum Reconvalescenten erklärten Kranken und kleidete ihn an, brachte ihn auf den bequemsten Stuhl, der im Schlosse zu finden, und

rollte ihn an ein Fenster, wo er ihn nun mit inniger Theilnahme betrachtete, die allerdings freudiger Natur, aber doch auch wiederum schmerzlich genug war.

Denn ach! jetzt erst hatte der treue Diener erkannt, wie schwach und hinfällig der ehemals so starke Mann geworden war. Wo, fragte er sich, waren seine früher athletischen Muskeln, wo seine gesunden rothen Wangen und sein so frisches, heiteres Wesen geblieben? Matt, schwach, namenlos matt und schwach war er geworden, so daß er sich nicht einmal allein auf den Füßen halten und auf den Stuhl setzen konnte, als er im Bett sitzend angekleidet und frisirt war. Wie ein kleines Kind, das seinen Gliedmaßen nicht vertraut und noch nicht Herr seiner Bewegungen ist, mußte er ihn halb tragen, halb leiten, und so war er froh, als er ihn erst wieder sitzen sah und nun die beiden Damen herbeirufen konnte, um sie mit ihm allein zu lassen, da er sich von ihrer Pflege noch die beste und schnellste Hülfe versprach.

Wie es mit Godefroy beschaffen war, gewahrten die Freundinnen ebenfalls sehr bald, als sie den in sich zusammengesunkenen Mann auf dem Stuhle sitzen sahen. Sein Gesicht war bleich, verfallen und hager geworden, wie nur eine schwere Krankheit es in wenigen Wochen bei einem Menschen zu Stande bringen kann, nur sein großes blaues Auge leuchtete klar und rein und ein scharfer Blick konnte darin lesen, daß auch sein Geist völlig aus der Apathie erwacht war, die ihn so lange in Banden gehalten. Dennoch freuten sie sich über die Maaßen, als sie ihn am offenen Fenster, wo die milde Frühlingsluft ihn wohlthuend umfächelte,

sitzen sahen und er ihnen beide Hände mit freundlichem Lächeln entgegenstreckte, um sie bei sich in der neuen Lage willkommen zu heißen. Kaum aber war dies geschehen und er hatte von Margot den ihn beglückwünschenden Kuß empfangen, so nahm sie wieder ihre Lieblingsstellung ein, wenn sie ihm ihre innige Hingebung beweisen wollte, kniete vor ihm nieder und drückte seine Hände an ihre Brust, die jetzt wieder leidenschaftlicher denn je wogte, denn eine innere Stimme sagte ihr, daß sie einer entscheidenden Stunde ihres Lebens entgegengehe, vor der sie bangte und zitterte, obwohl sie sich vorher gegen sich selbst gerühmt, daß die bewußten Gründe, die sie nun bald vernehmen würde, für ihr ferneres Verhalten nicht maaßgebend sein sollten.

Nachdem sie einige Minuten in Gegenwart Frau von Brissacs mit Godefroy geplaudert und sich genau nach seinem Befinden erkundigt hatte, gab sie Ersterer einen Wink, daß sie sich entfernen möge, und die Freundin befolgte denselben sofort und verließ das Zimmer mit der festen Ueberzeugung, daß in den nächsten Minuten über das gegenwärtige und künftige Wohl oder Wehe ihres Lieblings der entscheidende Würfel fallen werde.

Kaum war Margot mit Godefroy allein, so sah sie, immer noch auf den Knieen liegend, flehend zu ihm empor. „Godefroy,“ sagte sie mit ihrer süßen, den geliebten Mann immer bezaubernden Stimme, „wir sind allein und nun sage mir aufrichtig, ob Du Dich so wohl befindest, wie Du selbst es gestern gewünscht und gehofft hast.“

„Ich befinde mich ganz gut," erwiderte er ruhig, „Du siehst es ja; ich sitze wieder auf einem Stuhl am offenen Fenster und freue mich über die milde Frühlingsluft, die mir unglaublich wohlthut, und über die grünen Bäume, die ich da vor mir sehe. Auch fühle ich mich innerlich stark, wenn ich auch äußerlich nicht so erscheinen mag, da ich noch nicht Herr meiner Gliedmaßen bin, die von dem langen Liegen eingeschläfert sind. Doch das wird sich bald geben, wenn ich erst wieder — in der Schweiz bin und zwischen meinen Bergen lebe, wo eine viel kräftigere Luft weht, die das stockende Blut in des Menschen Adern weit rascher und muthiger kreisen läßt."

Margot zuckte zusammen. Die Worte: „zwischen meinen Bergen" hatten wie eine scharfe eiserne Spitze ihr Herz berührt und sie fragte mit einer Wehmuth ohne Gleichen, indem sie ihren schönen Kopf an seine Brust legte: „Denkst Du denn noch immer an diese Deine Berge, mein Godefroy?"

„Immer, Margot; ich schlafe mit dem Gedanken an sie ein und wache damit auf, ja sie besuchen mich im Traume, und je öfter ich sie so sehe und an sie denke, um so schöner und verlockender werden sie für mich."

„So, o ja, ich glaube es Dir, sie erscheinen mir ja auch so schön und locken mich an sich wie Dich — und nicht wahr," fuhr sie fort, während schon wieder die klaren Thränen in ihren Augen schimmerten, „Du wirst mich doch mit zu ihnen nehmen, damit ich sie mit Dir zugleich begrüßen kann, wie?"

Godefroy sah sie mit großen und fest blickenden Augen an. „Auch daran denkst Du noch?“ fragte er sanft. „Nein, meine Liebe, denke nicht mehr daran, denn — so gern ich es möchte und so sehr mein Herz blutet, daß ich Dir diesen Deinen Wunsch nicht zu erfüllen vermag — ich kann und darf Dich nicht mit mir nehmen.“

„Nein? Wirklich nicht?“ stammelte sie. „O mein Gott, was für Hinderungsgründe giebt es denn dafür?“

„Willst Du sie hören, ja? Nun denn, Du nickst mir bejahend zu und so will ich sie Dir nennen. Du willst also mit mir gehen,“ begann er mit ernster Miene zu reden, „und wenn ich Dich mit mir nehme, werden wir bald vor meinen guten alten Vater treten und ihn begrüßen, nicht wahr? Als was aber kommen wir denn zu ihm, Margot? Soll ich ihm etwa sagen: Sieh hier, das ist die Comtesse de Saintclair wieder, die Du schon kennst, so hoch achtest und so sehr liebst? Aber sieh, Liebste, das bist Du ja nicht mehr und es wäre also eine Unwahrheit, die erste, die ich vor meinem Vater gesprochen. Oder soll ich ihm sagen: sie ist nicht, was Du bisher geglaubt und was sie Dir und mir früher selbst gesagt: die unvermählte Comtesse de Saintclair, sondern die Frau des Marschalls . . ., die Herzogin von . . ., und ihm damit bekennen, daß Du ihm einst die Unwahrheit gesagt? Ich sollte Dich also damit zur Lügnerin vor meinem wahrheitsliebenden Vater stempeln, der nur die aufrichtigen und edlen Menschen achten und schätzen kann? Ich — Godefroy Strozzi — sollte Dich, Margot, als Lügnerin darstellen? Nein, Liebste, das kann und

werde ich nicht, denn Du bist in meinen Augen immer die Wahrheit selbst gewesen und ich könnte Niemandem, am wenigsten meinem Vater, das Gegentheil davon darthun. Nun denn, das ist das Eine, was ich ihm sagen könnte, und Du siehst selbst ein, daß ich das nicht sagen kann. Ich komme nun zu dem Anderen, denn es giebt noch ein Anderes. Soll ich ihm sagen: Sieh her, Vater, sie ist zwar die Frau eines Anderen und hat Dir und mir das damals verschwiegen, weil sie es uns erst später sagen wollte, aber sie hat es mir nicht eher gesagt, als bis ich es durch Zufall erfahren habe; trotzdem aber, daß ich nun weiß, daß sie die Frau eines Anderen ist, ist sie zugleich auch meine Geliebte, die ich ihrer Heimath, ihren Verhältnissen entrissen und hieher geführt habe, um mit ihr zu leben, wie Mann und Frau mit einander leben, und die sich damit schmeichelt, in diesem abgelegenen Thale, fern von der großen Welt, werde ihr Stand, ihr Rang, ihre Stellung in und zu der Welt verborgen bleiben, nur um mich glücklich zu machen und durch mich selbst glücklich zu sein. Wie, geliebteste Margot, darf ich das? Verlangst Du das von mir? Von mir, Deinem Godefroy, der immer nur das Rechte gethan und nie einen Finger breit von dem Wege der Pflicht und der Ehre abgewichen ist?"

Er sah sie mit fest auf ihr ruhendem Auge durchdringend an und bald erkannte er, daß seine eben vorgebrachten Gründe doch nicht nur triftige, sondern sogar schlagende für sie waren, denn Margot war wie von einem Blitzstrahl getroffen, da sie das, was sie eben gehört und in allen Punkten für richtig er-

kennen mußte, in ihrem alles Uebrige beherrschenden Liebesgefühl, das nur ihr bisheriges süßes Verhältniß mit Godefroy im Auge gehabt, nie so klar und im ganzen Umfange bedacht. Ja, der Schlag, der sie eben getroffen, mußte tief gedrungen sein, denn er bewirkte plötzlich eine von ihr nicht für möglich gehaltene Wandlung in ihrer Anschauung der Sachlage. Sie ließ von ihrer Umschlingung des Geliebten ab, blieb zwar auf den Knieen vor ihm liegen, schlug aber beide Hände vor ihr Gesicht und weinte laut und bitterlich.

Godefroy sah sie lange Zeit mit bebendem Herzen, aber doch innerlich fest und männlich entschlossen an. Er ahnte nicht nur, nein, er sah und wußte es auch, daß seine Gründe nun auch ihre Gefühle in Fesseln geschlagen und ihre Vernunft erweckt hatten. „Nun," fragte er nach einer Weile so mild und ruhig, wie er fast nie zu ihr gesprochen, „was, meine theure, vielgeliebte Margot, sagst Du zu diesen meinen wohlerwogenen Gründen? Kannst Du sie umstoßen, kannst Du sie verneinen? Sprich jetzt und zeige mir deutlich, daß Du ein braves Weib, eine tadellose Geliebte, eine die sie umgebenden Verhältnisse richtig beurtheilende Frau bist."

Endlich ließ sie ihre Hände vom Gesicht sinken, sah ihn mit ihren schönen, von Thränen überschwemmten Augen an und schüttelte leise und doch noch immer halb widerstrebend den Kopf. „Nein," sagte sie, mit beklommenem Athem ihr innerstes heißes Gefühl niederkämpfend, „ich kann sie nicht umstoßen, auch nicht verneinen, diese Deine Gründe, aber — gestatte mir nur

noch eine, die letzte Frage, die mir die Angst, der Schmerz, Dich zu verlieren auspreßt: Muß Dein guter Vater denn wissen, daß Du mich liebst und daß ich Dich namenlos wieder liebe? Können wir uns nicht insgeheim lieben und ohne daß die Welt weiß, was wir einander sind, glücklich sein?“

„Ja,“ sagte Godefroy laut und fest und indem er alle seine Kraft zu dem letzten gegen sie gerichteten Widerstande aufbot, „mein Vater muß es wissen, denn wenn ich Dich wirklich und wahrhaft liebe — und das thue ich bei Gott! — dann muß ich, wie ich einmal bin, aller Welt, vor Allem meinem Vater sagen können: Sieh her, diese allein liebe ich und sie liebt mich als — mein mir vor Gott angelobtes braves und reines Weib!“

Margot sank, wie gerichtet, in sich zusammen und schlug wieder die Hände vor das Gesicht. Erst nach geraumer Zeit enthüllte sie es wieder, sah den sie scharf beobachtenden Mann mit einem unaussprechlichen Weh im Herzen und in der Miene an und sagte:

„Ja, Du hast Recht, es ist so, wie Du sagst und jetzt begreife ich Dich erst vollkommen. So muß ich mich denn unter das mir zuerkannte Geschick beugen und — ich beuge mich. Du bist der edelste, der rechtschaffenste Mann, den die Erde trägt und darum eben liebe ich Dich mit ganzer Seele. — Jetzt aber gestatte mir, daß ich Dich verlasse. Ich muß mich in mein Schicksal fügen lernen, so schwer und hart es ist, und das kann ich nur, wenn ich allein mit mir zu Rathe gehe. Lebe wohl für heute! Morgen, ja

morgen wollen wir berathschlagen, wie unsere Trennung zu ermöglichen ist, aber so viel sage ich Dir und davon gehe ich nicht ab: ich lasse Dich erst von mir, wenn Du vollständig genesen bist; so lange bleibst Du unter meinem Schutz, meiner Pflege, und dann — dann mag Gott über uns nach seinem allmächtigen Willen walten und uns unsere ferneren Wege führen, die ich betreten will, wie meine Pflicht gegen Dich — jetzt die einzige letzte Aufgabe meines Lebens — es mir vorschreiben wird. Lebe wohl!" —

Trotz aller möglichen Pflege, die man Godefroy bei den reichlich vorhandenen Mitteln angedeihen ließ und aller heilkräftigen Arzneien, die der ausgezeichnete Arzt anwandte, um seine so tief gesunkenen Kräfte zu heben, wollten dieselben nicht wiederkehren, und so hatte sich der Mann der Wissenschaft, der so sicher auf die gute Natur des Kranken gerechnet, in diesem Punkte einmal getäuscht. Zuletzt, da schon wieder Wochen vergangen waren, ohne daß er irgend einen Fortschritt in der Genesung desselben bemerken konnte, wurde der gute Mann beinahe ungeduldig, und als er sich endlich eingestehen mußte, daß die schon lange geschwundenen Kräfte, statt zuzunehmen, sichtbar mehr und mehr abnähmen, schüttelte er den Kopf und gab fast die Hoffnung auf, den Grund dieses eigenthümlichen Leidens zu entdecken, wenn er dabei nicht wieder auf einen Gedanken zurückkam, der ihm schon oft vorgeschwebt, daß nämlich Godefroys Krankheit die Wirkung

eines schleichenden Giftes sei, das irgend wo und wie in seinen Körper gelangt sein mußte.

Ja, dies schleichende Gift war allerdings in Godefroy vorhanden, aber es saß nur nicht im Körper, wie der Arzt annahm, sondern in seinem Geiste, seiner Phantasie, und weil man jenem seine Sehnsucht nach der Heimath bisher hartnäckig verschwiegen hatte, was zumeist wohl auf Margots Anregung geschehen, da sie nicht glaubte, daß es von irgend einem Einfluß auf die Behandlungsart ihres geliebten Kranken sein könne, von dem sich trennen zu müssen ihr noch immer der schrecklichste Gedanke war, so war es kein Wunder, daß dem Arzte die eigentliche Ursache seines Leidens verborgen blieb.

Jene Sehnsucht nach seiner Heimath war aber endlich in dem jungen Schweizer wirklich auf's Höchste gestiegen und hatte sich zu der gefährlichen seltsamen Gemüthskrankheit, dem unüberwindlichen Heimweh gesteigert, das bei manchen Naturen und unter gewissen Umständen ganz dazu angethan ist, alle vorhandenen körperlichen Kräfte zu erschöpfen, den davon Befallenen allmälig aufzureiben und ihn endlich erlöschen zu lassen, wie ein Licht erlischt, dem das Oel oder das Wachs zu Ende gegangen ist. Tag und Nacht dachte er an seinen alten Vater, sein gemüthliches Elternhaus, seine Berge und ihre Thäler mit den dunklen Tannenwäldern, den grünen Almen und den darunter schimmernden blauen Seen; im Schlaf träumte er von ihnen und sah Alles in blendendster Schönheit, in glühendster Pracht vor seinen staunend darauf ge-

richteten Augen stehen. Bei Tage, wenn er wach war und die Füße ihn vor Schwäche kaum aus einem Zimmer in's andere tragen konnten, war doch seine Zunge lebendig wie nie, und mit Jedem, der in seine Nähe kam, sprach er von seinem lieben Daheim, erzählte wiederholt die kleinsten Begebenheiten aus seinem früheren Leben, und nichts, nichts auf der Welt konnte ihn von den Gedanken daran abbringen, so sehr sich auch Alle bemühen mochten, ihn davon zu befreien und seinen Geist von der eingeschlagenen Richtung ab auf andere ihm zusagende Bahnen zu leiten.

Margot, seine fast unzertrennlich mit ihm verkehrende Trösterin, deren ganzes Leben jetzt nur in der sorgsamsten Pflege des Geliebten bestand, war, als sie keine, auch nicht die geringste Besserung in Folge ihrer Bemühungen eintreten sah, selber fast untröstlich geworden und gab sich ihrem alle Tage neu erstehenden Schmerze über das Leiden ihres Lieblings widerstandslos hin. Liebkosungen, Zärtlichkeiten aller Art, die sie nach wie vor verschwenderisch über ihn ausschüttete, fruchteten nichts mehr bei ihm, ja sie steigerten sogar seinen Wunsch, möglichst bald in seine Heimath zu gelangen, um nur das in ihm ewig wache, ihn immer von Neuem seines großen Vergehens anklagende Gewissen zum Schweigen zu bringen. So stand es denn endlich in ihm fest, daß er die verlorene innere Ruhe, den eingebüßten Seelenfrieden nicht mehr in Frankreich, in Monjardin, wo ja doch Alles für ihn verloren sei, sondern nur noch in seiner Heimath, bei seinem Vater, seinem natürlichsten Freunde und Berather, dem er sein ganzes Herz auszuschütten sich

sehnte, wieder erlangen und den einzigen ihm hülfreichen Trost finden könne.

Sprachlos, rathlos und trostlos stand und saß Margot vor ihm, wenn er ihr alle diese seine Gedanken und Empfindungen mit der größten Offenherzigkeit und einer Fülle von Worten vortrug, die ihm nur in dieser Richtung zu Gebote stand, und sie begann endlich selbst einzusehen, daß unter den obwaltenden Umständen seine völlige Genesung bei ihr nicht mehr erfolgen werde und könne. So gewöhnte sie sich allmälig daran, an eine durchaus nothwendig gewordene Trennung von Godefroy zu denken, wobei freilich immer wieder die Hoffnung in ihr auflebte, er werde ihr schließlich, wenn die Stunde der Trennung gekommen sei, doch noch erlauben, ihn wenigstens eine Zeit lang zu begleiten, und daß sie diese Hoffnung noch immer hegen konnte, war ein Glück für sie, da sie die einzige war, die ihr jetziges Leben noch einigermaßen erträglich machte.

Die Ruhigste, Besonnenste und Alles am klarsten Durchschauende in Monjardin war in dieser schweren Zeit Frau von Brissac. Sie war schon lange die vollkommene Vertraute Margots geworden, der nichts mehr, was zwischen den Liebenden vorgegangen, verborgen geblieben, und als solche hielt sie es für ihre Pflicht, der geliebten Freundin mit Rath und That zur Seite zu stehen, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie es sowohl sich selbst wie Godefroy schuldig sei, ihr Herz zu bezwingen und ihn für jetzt frei zu geben, um auf diese Weise wenigstens zu versuchen, ihn dem Leben zu erhalten, das, wie sie glaubte,

bereits dem Erlöschen nahe sei. In dieser alle Tage zunehmenden Furcht entschloß sie sich eines Tages, dem Arzte mitzutheilen, in welchem vertraulichen Freundschaftsverhältniß Margot mit dem kranken Fremdling stehe, was Jener schon lange aus eigener Anschauung vermuthet, und ihm dabei eine Schilderung des wahren Charakters desselben zu entwerfen. Anfangs belächelte der französische Arzt, der an dergleichen empfindsame und ideal besaitete Naturen nicht gewöhnt war, diese ihre Schilderung, allmälig aber, als er Godefroys ganze Handlungsweise und seine rigoröse Beurtheilung des Verhältnisses zwischen dem Marschall und seiner Gemahlin erfuhr, mußte er sie doch als eine wahrscheinlich richtige anerkennen. So erfuhr er also, daß das zarte Gewissen des überaus rechtlichen Mannes schwer bedrückt sei, daß er sich für einen tief Verschuldeten halte und diese Schuld nur in der Einsamkeit und Stille seiner Heimath sühnen zu können glaube. Dazu käme nun, fügte sie in ihrer offenen Darstellung der Sachlage hinzu, das Heimweh, welches er nach dieser Heimath empfinde, und je mehr sich dieses steigere, um so schwächer und hinfälliger scheine er ihr zu werden.

Der Arzt hatte ihr aufmerksam zugehört und oft mit dem Kopfe zustimmend dabei genickt; kaum aber hatte er das Wort „Heimweh" vernommen, so stutzte er sichtbar und fragte rasch: „Heimweh, sagen Sie? Hat er etwa das Heimweh?" Und plötzlich leuchtete wie ein vor seinem Auge niederfahrender Blitz die wahre und geheimnißvolle Krankheitsursache des elenden Patienten in ihm auf und das schleichende Gift im

Leibe desselben, an welches er im Stillen so oft gedacht, war mit einem Male entdeckt, jedoch als ein in seinem Gemüthe wurzelndes erkannt.

„O,“ fuhr er eifrig zu reden fort, „warum haben Sie mir das nicht früher gesagt, Madame? Alles Uebrige, was Sie mir da vertraut, die leidenschaftliche Liebe und Hingebung der beiden jungen Menschen, das haarscharfe und überzarte Gewissen des Mannes ist jetzt nur Nebensache in meinen Augen, etwas, was sich in Zukunft von selbst beruhigen und lösen wird, wenn die Verhältnisse sich vielleicht anders gestalten — die Hauptsache, die Hauptkrankheit, an der unser Patient leidet und an der bisher alle meine Rathschläge und Mittel gescheitert sind, besteht einzig und allein in seinem Heimweh, einer furchtbaren Krankheit der Schweizer, die ich schon oft in ihren traurigen Folgen beobachtet habe, und dagegen giebt es nur ein einziges Mittel — er muß so bald wie möglich nach Hause, und darauf bestehe ich jetzt unbedingt.“

„Wie, in seinem jetzigen leidenden Zustande?“ fragte Frau von Brissac mit lebhafter Verwunderung und doch von Neuem eine frohe Hoffnung schöpfend.

„Ja, selbst in seinem jetzigen Zustande, denn dies Leiden wird sich blitzschnell heben, sobald wir ihn den ersten Schritt in seine ersehnte Heimath thun, ja ihn nur die Gewißheit erkennen lassen, daß er ihr wiedergegeben werden soll. Doch — lassen Sie mich Ihnen meine Ansicht der Sache völlig aussprechen,“ fuhr er mit lebhaft erregtem Interesse fort. „Ich werde Ihnen noch heute den Beweis liefern, daß meine jetzige Beurtheilung seines Zustandes eine richtige ist, indem

ich ihm in Ihrer und der Marschallin Gegenwart sage, daß er bald, recht bald in seine Heimath reisen müsse, und da werden Sie sehen, welche fabelhafte Wirkung das auf ihn übt. Von der Stunde an, wo er weiß, daß er dahin soll, wohin er sich sehnt, nimmt in demselben Grade, wie sein Geist, sein Gemüth sich erhebt, sein körperliches Leiden ab, und seine Kräfte kehren rascher wieder, als Sie es für möglich halten. Ja, ja, so ist es und nun lassen Sie mich gewähren. Die neue Kur reizt mich zu frischer Thätigkeit an und ich bin schon in meinem eigenen wie in Ihrer Aller Interesse begierig, zu erfahren, was dieses unser radikales Mittel leisten wird. Begeben Sie sich also zu Madame und sagen Sie ihr, was wir vorhaben, und dann kommen Sie mit ihr zu dem Kranken und wohnen meiner Versuchsleistung bei. Bitten Sie sie aber in meinem Namen, sich möglichst ruhig dabei zu verhalten, sich nicht in meine Unterhaltung mit dem Kranken zu mischen, in keinem Punkte zu widersprechen, überhaupt nichts zu thun, was störend in den ruhigen Gang unserer Unternehmung eingreifen kann."

Frau von Brissac, von Neuem aufgerichtet und über die Zuversicht des erfahrenen Mannes fast eben so erstaunt wie erfreut, flog zu Margot und bald war diese benachrichtigt, was der Arzt beschlossen habe und nun augenblicklich zu thun gesonnen sei. In tiefster Seele zwar erschüttert, daß man ihr fast mit Gewalt den Geliebten auf diese Weise entreißen wolle, folgte sie der Freundin in Godefroys Zimmer, aber ihr war dabei zu Muthe, als ob sie zum Richtplatz geführt würde, und ihre Aufregung gestattete ihr kaum, die

Ruhe zu heucheln, die man ihr so nachdrücklich empfohlen hatte. So traten Beide nach kurzer Zeit in das Krankenzimmer und fanden den Arzt und seinen Patienten, der in Decken gehüllt auf einer Chaiselongue lag, in einer scheinbar höchst gemüthlichen Unterhaltung vor, die der kluge Arzt bereits auf die Schweiz gelenkt hatte, ein Thema, für welches der Leidende in dieser Zeit noch allein ein lebhaftes Interesse empfand, was Jener auch sofort bemerkte und zu seinem Vortheil auszubeuten bestrebt war.

„Madame," redete der Arzt die mit fliegendem Athem eintretende und ihre innere Bewegung mit Gewalt unterdrückende Margot an, „ich hatte eben ein interessantes Gespräch mit unserm lieben Patienten begonnen. Es handelt sich um sein Vaterland, die Schweiz mit ihren schneegekrönten Alpen, ihrer köstlichen Luft und um den so oft geschilderten Reiz ihrer malerischen Seen. Ich selbst bin zwar noch nicht so glücklich gewesen, dies herrliche Land mit eigenen Augen zu sehen, aber um so mehr habe ich davon gehört. Es soll wunderbar schön sein, und Alle, die es gesehen und bereist haben, können es nicht genug rühmen und preisen. Ist es denn wahr, Herr Strozzi," wandte er sich nun direct an diesen, „was man davon sagt oder hat man des Guten darin zu viel gethan? Sie sind ja ein geborener Schweizer, dabei ein wahrheitsliebender Mann, und Ihrem Urtheile darüber sehe ich mit großer Spannung entgegen."

Godefroy, ohne Ahnung, welche Comödie hier mit ihm gespielt wurde und nur das Loblied über seine

Heimath mit vollster Hingebung einschlürfend, war, während der Arzt sprach, ganz Ohr gewesen und allmälig flog über seine bleichen Wangen eine bei ihm jetzt seltene Röthe, die sich bei jedem fortschreitenden Satze des Sprechenden dunkler und dunkler färbte. Dabei leuchtete sein Auge in hellerem Glanze auf und eine innere Freude, welche die ihn scharf beobachtenden Frauen fast zu Thränen rührte, verklärte sein ganzes Gesicht.

„O,“ sagte er, „Sie haben da eben gewiß nicht zu viel des Guten über die Schweiz gesagt und ich wüßte nicht, daß man das überhaupt thun könnte. Zwar ist es in den Alpencantonen, namentlich im Hochgebirge, ja selbst in den Thalniederungen kein so cultivirtes Land, wie ich es hier in Frankreich gefunden, aber was seine landschaftlichen Schönheiten und Reize betrifft, so überragt es darin wohl alle übrigen Länder der Erde. O ja, die Berge, Thäler und Seen meiner Heimath sind wunderbar schön, so schön, daß ich es mit keinem Namen zu bezeichnen weiß, und wenn ich sie wiedersehen könnte, nachdem ich so lange — es sind jetzt über elf Monate her — davon getrennt gewesen bin, so würde ich einer der glücklichsten Menschen sein, denn meine Sehnsucht danach steigt mit jedem Tage und ich bedaure nur, daß ich so leidend bin, um meinen Weg dahin nicht antreten zu können. O ja, ja, meine Sehnsucht danach ist über alle Maaßen groß, Herr Doctor,“ fuhr er mit noch lauterer und wärmerer Stimme fort, „und ich würde sogar, wenn ich ein ganz armer Mann wäre und mir der Weg frei stände, nicht anstehen, zu Fuß dahin zu wanken, wenn ich unter-

wegs auch Thür um Thür um ein Nachtquartier auf Heu oder Stroh bitten müßte."

„So," fuhr der Arzt mit heiterer Miene fort, „also so schön ist es. Nun, ich glaube Ihnen wohl, aber wenn Ihre Sehnsucht danach so groß ist, dann sollten Sie sich doch entschließen, bald dahin zu reisen. Ihnen stehen ja die Mittel zu Gebote, es auf die bequemste Weise zu thun, und unsere Frau Marschallin unterstützt Sie gewiß auf jede Weise dabei."

Godefroys Wangen glühten, als er diese Worte vernahm, noch viel höher als vorher auf und es war, als ob ein elektrischer Funke mit übernatürlicher Kraft ihn berührt und in die Höhe geschnellt hätte, denn plötzlich erhob er sich von seinem Lager, schüttelte die seidene Decke ab, die über ihm ausgebreitet lag, und setzte sich aufrecht hin, alle Anwesenden der Reihe nach anblickend und sie gleichsam fragend, ob er auch recht gehört, bis seine Augen zuletzt auf dem angstbleichen Gesicht Margots haften blieben.

„Wie," rief er, „was sagen Sie da, Herr Doctor? Sie rühren mit Ihren Worten einen wahren Sturm in meinem Innern auf, denn es ist ja schon lange der heißeste Wunsch meines Herzens, in mein Vaterland zurückzukehren, da ich ja doch — hier nicht ewig bleiben kann," setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu. „O mein Gott, Herr Doctor, ja, ja, lassen Sie mich in meine Heimath reisen, legen Sie ein gutes Wort für mich bei — bei der Frau Marschallin ein, und seien Sie versichert, dort werde ich viel schneller gesund als hier, wenn Sie sich auch Alle die größte Mühe mit mir geben."

Der Arzt nickte zustimmend und sah die beiden Frauen mit seinem heiteren Gesicht fast triumphirend an. „Das glaube ich auch,“ sagte er, „ja, ich glaube es nicht nur, sondern ich bin davon überzeugt. Nehmen Sie also meinen Rath freundlich auf und führen Sie ihn möglichst bald aus, das heißt: rüsten Sie sich zu dieser Reise, lassen Sie in den nächsten Tagen schon Ihre Koffer packen, und die Frau Marschallin, das weiß ich nur zu gewiß, giebt Ihnen einen bequemen Wagen und einen zuverlässigen Diener mit. Zuerst versuchen Sie es nur einen Tag, um sich nicht zu sehr anzustrengen, und wenn Sie finden, daß Sie kräftig genug sind, können Sie auch eine oder ein paar Nächte hindurch fahren, um in kürzester Zeit an die Gränzen Ihrer Heimath und — zu Ihrem Vater und Ihren Bergen zu gelangen.“

Godefroy hatte mit erhobenem und vorgebeugtem Kopfe wie auf eine ihm neue und wunderbare Märe gelauscht, und der Ausdruck seiner belebten Miene verrieth, wie des klugen Mannes Worte sein innerstes Geheimniß berührt und die Sehnsucht seiner Tage und Nächte an das volle Licht des Tages gezogen hatten. Er glaubte kaum seinen Ohren trauen zu dürfen und doch hatte er die einzelnen Worte des guten Rathgebers ganz genau gehört und begriffen. Plötzlich erreichte die so unerwartet herbeigeführte Spannung und Rührung seines Gemüths den höchsten Grad, er schlug beide Hände vor das Gesicht, sank gegen die Lehne seines Sitzes zurück und brach in einen Strom lange nicht geweinter Thränen aus.

Margot, vom innigsten Mitgefühl ergriffen und in diesen seltenen Thränen nur einen neuen in der Brust des Geliebten hervorgerufenen Schmerz erblickend, konnte ihre innere Bewegung nicht länger bemeistern; sie hob sich von ihrem Sitz empor und wollte sich schon auf Godefroy stürzen, um ihn an ihre Brust zu drücken und ihn zu trösten, wollte ihm sagen, daß sie an dem eben vorgehenden Auftritt schuldlos sei, da trat der Arzt, der seine Vertrautenrolle mit Meisterschaft spielte, schnell an sie heran, hielt sie am Arm zurück und führte sie bei Seite, während er den Weinenden, der in diesem Augenblick nicht in der Lage war, auf das außer ihm Vorgehende zu achten, ruhig sich selbst überließ.

„Madame," flüsterte er ihr zu, „fassen Sie sich und bewahren Sie Ihre Ruhe, die nie nöthiger als in diesem Augenblick gewesen ist. Lassen Sie ihn weinen, so lange er will, das ist nicht nur ein Labsal für sein gequältes Herz, sondern auch die erlösende Krisis, die ich herbeizuführen gewünscht, und nun wird es bald besser mit ihm werden, dafür bürge ich. Wir haben seinem Geiste jetzt die einzige ihm wohlthuende Richtung gegeben und der Körper wird, wie immer, auch hier dem Geiste unterthan sein und ihm folgen, um sich bald eben so frei und leicht zu bewegen wie dieser. So, nun habe ich meine Schuldigkeit gethan und kann, Ihrer Vorsicht und Klugheit das Uebrige überlassend, nach Hause fahren. Morgen aber komme ich bei Zeiten wieder, um mich zu überzeugen, daß wir auf dem besten Pfade sind, wenn Sie denselben nicht durch ein unzeitgemäßes Verhalten durchkreuzen.

Darf ich mich darauf verlassen, daß Sie mir folgen werden? Es gilt die Gesundheit, ja das Leben Ihres Freundes, Madame, und da sollten Sie nicht säumen, sondern die Ihnen so günstige Gelegenheit ergreifen, um auf dem kürzesten Wege zum besten Ziele zu gelangen."

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt und sah ihr vertrauensvoll in das von Thränen überschwemmte Antlitz. Sie konnte in diesem Augenblick nicht reden, aber sie nickte ihm ihre Beistimmung zu und er las in ihrer Miene, daß er von jetzt an auf ihren Beistand rechnen könne, so schwer ihr derselbe in mancher Beziehung auch werden mochte.

„Gut," sagte er, „ich verstehe Ihr Schweigen und Ihren Blick und nun empfehle ich mich Ihnen. Morgen hoffe ich hier die Gesichter froh zu finden, die heute noch von Thränen überfluthet sind. Leben Sie wohl!" —

Der verständige Arzt schien, um in diesem kritischen Fall Hülfe zu bringen, das richtige Mittel gefunden und zur rechten Zeit angewandt zu haben, das sollte sogar Margot, so tief sie von ihrem Schmerz niedergebeugt war, nur zu bald an Godefroy selber erkennen. Denn kaum hatte der Arzt das Zimmer verlassen, so hörte er zu weinen auf, schaute Margot und ihre Freundin mit einem Ausdruck wunderbarer Fassung, Ruhe und Freudigkeit an und stand dann plötzlich, wie von neuer Kraft beseelt, aufrecht vor ihnen, öffnete seine Arme und rief:

„Margot, komm an mein Herz und nimm meinen innigsten Dank entgegen! Du hast gehört, was mich so glücklich macht, Du willst mich nicht mehr von

meiner Heimath zurückhalten, sondern mich dahin ziehen lassen und mir damit ein neues und frisches Leben wiedergeben. O, sei herzlich, herzlich bedankt und überzeugt, daß ich nie vergessen werde, was Du mir früher und jetzt Gutes und Liebes gethan."

Er schloß sie in seine Arme, in die sie sich fast gewaltsam stürzte und ihn mit den ihren so fest umschlang, als ob sie fürchte, daß man ihn ihr schon im nächsten Augenblick entreißen könnte; sprechen aber konnte sie dabei kein einziges Wort. Als er sie aber endlich losließ, blieb sie verwirrt, bis ins Innerste erschüttert, vor ihm stehen und regte sich kaum, indem sie alle ihre Empfindungen, die sie sonst so lebhaft zu äußern pflegte, in ihr Herz zurückzwang, das, davon fast überfüllt, in diesem ihr so schrecklichen Moment zu zerspringen drohte.

Ja, sie war wie in ein Bild von Marmor verwandelt; sie wußte nicht, was sie sprechen, was sie thun sollte, sie wußte nur, daß der Richtspruch über sie gefallen war und daß sie nun ohne Gegenwehr ihren Freund, ihren einzigen geliebten Freund verlieren würde. Allein sie war auch klug und hellsehend genug, um zu erkennen, welche ungeheure und plötzliche Wirkung die so eingreifende Handlung des Arztes auf Godefroy geübt, nur ward ihr nicht klar, ob sie sich darüber freuen oder in neuen Schmerz hinsinken sollte. Endlich aber siegte in ihr die Vernunft und sie bezwang das Weh ihres Herzens, um dem Geliebten ihrer Seele eine Wohlthat zu erweisen, die einzige, die ihm jetzt nöthig war und die auch ihr allein eine glücklichere Zukunft sichern konnte.

„Ja," sagte sie, als sie sich gefaßt und im Fluge ihre wirren Gedanken geordnet hatte, und wieder warf sie sich an seine Brust und umschloß ihn fest, „ich sehe ja ein, daß es nothwendig ist, Deinem heißen Wunsche, Deiner Sehnsucht zu willfahren. Du sollst in Deine Heimath zurückkehren, sobald es geht, die Vorbereitungen dazu sollen in vollem Umfange getroffen werden, aber, Godefroy, wie lange wirst Du fern von mir bleiben?"

„Wie lange?" fragte Godefroy mit bebender Lippe und nun schien auch in ihm der furchtbare Gedanke aufzutauchen, daß er sich von ihr trennen solle. Doch er faßte sich schnell, drängte den aufkeimenden Schmerz in seine Brust zurück und sagte: „O, daran laß uns jetzt nicht denken, Theuerste! Das wird Gott fügen, dem ich vertraue und der uns ja auch ohne unser Hinzuthun zusammengeführt hat. Erst laß mich wieder gesund und ein ganzer und voller Mann werden, wie ich es früher war — und ich werde es, ich fühle es schon jetzt — dann erst wollen wir an unser Wiedersehen denken, und, was an mir liegt, soll gewiß geschehen, daß es nicht länger hinausgeschoben werde, als nöthig ist — wenn, wenn dies Wiedersehen," setzte er mit Bedeutung hinzu, „überhaupt möglich ist."

„Es ist möglich, es muß möglich sein!" jauchzte sie fast auf, denn eine neue Freude erstand plötzlich in ihrem halb gebrochenen Herzen und diese hatte allein das magische Wort „Wiedersehen" hervorgerufen. Und nun setzte sie sich zu ihm nieder, sprach nur von diesem Wiedersehen, das, ach! sie ahnte es nicht, noch in weiter Ferne lag, und seit langer Zeit vergoß sie

zum ersten Mal wieder Freudenthränen an seiner Brust, die ein Balsam für den Schmerz waren, der noch kurz vorher in ihrer Seele gewühlt und sie so unglücklich gemacht, wie sie nie in ihrem Leben gewesen war.

Sechstes Capitel.

Der Abschied von Monjardin.

Schon am nächsten Tage begann man nun in Schloß Monjardin die ersten Vorbereitungen zur beschlossenen Reise Godefroys zu treffen, die in Anbetracht seines großen Schwächezustandes von Margot und ihrer Freundin mit der größten Sorgfalt und Umsicht besprochen und berathen wurden, ohne daß der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit selbst davon mehr als nöthig erfuhr. Mit welchen Empfindungen Margot sich an dieses Geschäft begab, dürfte leichter zu denken als zu beschreiben sein und oft erlag sie fast der ihr gestellten Aufgabe und sank völlig entmuthigt und trostlos hin; denn nun gab es ja keinen Aufschub mehr: das furchtbare Schreckgespenst, das ihr Anfangs nur wie in weiter dämmeriger Ferne schwebend erschienen, die unausbleibliche Trennung von ihrem Geliebten, stand jetzt unwiderruflich fest, ja war ihr sogar unmittelbar vor Augen in das klare Licht des Tages gerückt.

Hier aber zeigte sich Frau von Brissac wieder als zu jedem Beistande stets bereite Freundin. Keinen Augenblick, den Margot nicht bei Godefroy zubrachte, wich sie von ihrer Seite, und oft blieb sie, wenn Alles im Hause längst schlief, bis in die späte Nacht bei ihr, um nicht nur den innigsten Antheil an ihrem Schmerz zu äußern, sondern ihr auch alle möglichen Trostgründe vor Augen zu führen. Mit der größten Ruhe und Gelassenheit, obgleich ihr Herz selbst bewegt genug war, stellte sie ihr vor, daß, da die Nothwendigkeit dieser Trennung einmal anerkannt sei, es auch keinen Widerspruch dagegen geben dürfe und daß sie sich wie eine verständige und gottergebene Frau, die sie ja immer gewesen, auch in diese ihr von Gott auferlegte Schickung fügen müsse. Uebrigens sei ja diese Trennung keine beständige, ja aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal eine lange dauernde. Es stände ihr ja in Zukunft stets frei, wenn sie ein unabweisbares Verlangen nach dem Freunde trage, zu ihm zu reisen, längere Zeit bei ihm in der Schweiz zu bleiben und wieder wie früher mit ihm glücklich zu sein. Oder auch Godefroy könne einmal wieder nach Frankreich kommen, wenn sie ihn dringend darum bäte oder gar sein Erscheinen ihrer Gemüthsruhe wegen fordere, denn wenn er nur erst wieder vollkommen gesund und kräftig sei, und daß er das werde, glaubte sie in der That selbst, würde auch er bald wieder große Sehnsucht nach ihr empfinden und zwar gerade in ähnlicher Weise, wie er sich jetzt nach seiner Heimath sehne.

Dieser letzte Trost war der beste von allen, den die gute Joachime erdenken und sprechen konnte, und

bald erkannte sie selbst, wie heilsam er gewirkt, denn von diesem Augenblick an wurde Margot sichtlich ruhiger und gefaßter, um so mehr, da sie schon selbst einen ähnlichen Gedanken und nur nicht den Muth gehabt, ihn vor sich und Anderen laut auszusprechen.

So gab sie sich denn mit einer Umsicht und Achtsamkeit ohne Gleichen den Vorbereitungen zu dieser Reise hin und in wenigen Tagen war schon vieles Nöthige beschafft und die Leistungen aller dabei Betheiligten begannen allmälig sichtbar zu werden.

Vor allen Dingen freute sie sich, daß ein vortrefflicher Reisebegleiter sich für Godefroy gefunden, denn Etienne, auf den sie im Stillen schon ihr Augenmerk gerichtet, hatte sich aus freien Stücken erboten, den ihm so lieben und jetzt in seiner Schwäche so hülfsbedürftigen Herrn in seine Heimath zu bringen und unterwegs nach besten Kräften für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Ja, Etienne wollte sogar bis nach Unterseen mitfahren, aber dagegen lehnte sich Godefroy entschieden auf, als eines Tages das Gespräch darauf kam und Margot ihm die mit Joachime besprochenen Pläne bis in's Kleinste entwickelte. Nein, Godefroys Gefühl sträubte sich dagegen, mit einem Manne wieder bei seinem Vater zu erscheinen, der diesem in früheren Tagen nur als untergeordneter Diener bekannt geworden war, denn die Stellung, die derselbe gegenwärtig bei ihm einnahm, war ja durchaus höherer Art als früher, nachdem er viel tiefer als irgend ein Anderer in Monjardin in das zwischen seiner Herrin und dem jungen Schweizer bestehende Geheimniß eingeweiht und dadurch zugleich Beider mit ganzem Herzen ergebener Vertrauter

geworden war. Vor der Erörterung dieses geheimnißvollen Verhältnisses aber, die ja, wenn Etienne einige Tage in Unterseen blieb, wie zu erwarten stand, zwischen seinem Vater und diesem möglicher Weise ganz zufällig herbeigeführt werden konnte, bebte der in seinem Gemüth jetzt so reizbare Godefroy aus verschiedenen Gründen zurück, hauptsächlich schon deshalb, weil er selbst der Erste sein wollte, der dem Vater sein Vertrauen zu schenken und das Erlebte und Erlittene im ganzen Umfange mitzutheilen wünschte. Darum auch wollte er allein in seiner Heimath eintreffen, daselbst vom ersten Augenblick an, von keinem Fremden behindert, ganz selbstständig sein, vor allen Dingen aber durch nichts Aeußeres an Monjardin und Margot erinnert werden, die ja doch schon fühlbar genug in seinem Herzen lebten, ja dasselbe voraussichtlich noch mehr erfüllen würden, sobald nur die erste brennende Sehnsucht nach seiner Heimath befriedigt war.

Als er dies Alles im Stillen bei sich erwogen und Einiges darüber auch gegen Margot und Frau von Brissac geäußert hatte, gab er endlich zu, daß Etienne ihn bis an die Schweizer Gränze, also bis Basel oder sogar, wenn seine Schwäche es nothwendig machen sollte, bis Bern begleite, dann aber, das forderte wieder Margot aufs Dringlichste, sollte derselbe ohne Verzug mit der Post nach Monjardin zurückkehren, um ihr so schnell wie möglich genaue Kunde von der glücklichen Ankunft Godefroys in der Schweiz zu überbringen.

Schon in den nächsten Tagen, nachdem der feste Entschluß zur baldigen Abreise gefaßt worden, war Etienne nach Paris gefahren und hatte im Auftrage

seiner Gebieterin einen neuen leichten, aber höchst bequemen Reisewagen gekauft, da der große in Monjardin vorhandene für zwei Personen zu schwer und ungeschickt erkannt wurde. Etienne entledigte sich dieses Auftrages in bester Weise; er erstand einen schönen und dem vorliegenden Zweck ganz entsprechenden Wagen, der nach Belieben leicht geschlossen und geöffnet und sonst auch mit allem für eine so weite Reise Nothwendigen versehen werden konnte. Schon den Tag darauf wurde er nach Monjardin gebracht, von Margot und Frau von Brissac geprüft und für den schwachen Reisenden vollkommen geeignet befunden. Als Margot aber am späten Abend dieses Tages in ihrem Zimmer allein war, stieg ein neuer Gedanke in ihr auf und schon am nächsten Morgen erfuhr Godefroy denselben. Sie bat ihn nämlich, ihn eine Strecke weit begleiten zu dürfen, um sich schon in wenigen Tagen persönlich zu überzeugen, daß die Reise ihn nicht zu sehr angreife und er sie nicht zu früh angetreten habe. Allein auch gegen diesen in aller Güte vorgebrachten Vorschlag, ja die mit flehender Geberde gesprochene Bitte lehnte Godefroy sich ernstlich auf, indem er ihr zu Gemüthe führte, daß ein solches längeres Beisammensein den an sich schon so traurigen Abschied nur verlängern und noch mehr erschweren würde.

„Nein,“ sagte er mit seinem entschiedenen Wesen, das jetzt allmälig wieder in ihn zurückkehrte und Margot von jeher imponirt hatte, „Du begleitest mich nicht einmal nach Paris, wohin ich zuerst meinen Weg nehme, um Deine Pferde mit Postpferden zu vertauschen. Hier, hier allein in Monjardin, wo wir uns

lieben gelernt und so glücklich gewesen sind, reichen wir uns zum letzten Mal die Hände, denn soll einmal wirklich geschieden sein, so ist der kürzeste und rascheste Abschied immer der beste und wir Beide leiden weit weniger darunter, als wenn wir ihn möglichst lange hinausziehen und das Bewußtsein baldiger Trennung mit jeder Minute von Neuem in uns erwachen lassen."

In diesen seinen Willen mußte sich Margot also wider ihre Neigung ergeben, aber es lag auch noch etwas Anderes auf ihrem Herzen und das sprach sie noch an demselben Abend aus, nachdem der erste Punkt abgehandelt war.

„Godefroy," sagte sie, sich an seine Brust lehnend und mit ihren schmelzenden Augen in sein voll Liebe auf sie gerichtetes Auge blickend, „über Deine Reise und die Dir zusagende Begleitung wären wir also einig, wenn ich in Bezug der letzteren auch einen anderen Entschluß von Dir gewünscht hätte. Doch wirst Du hoffentlich auch ohne mich glücklich und wohlbehalten an Dein Ziel gelangen. Den Wagen aber behältst Du bei Dir in Unterseen, das darfst Du mir nicht verweigern, denn wer weiß, ob Du ihn nicht bald benutzest, um wieder zu mir zu kommen. Komme ich aber zu Dir, was nicht im Bereich der Unmöglichkeit liegt, so finden wir bei Dir gleich ein hübsches Gefährt und können es Beide zu unseren kürzeren oder weiteren Ausflügen benutzen. Nicht wahr, darin stimmst Du mir bei, Du behältst den Wagen und nimmst ihn als mein letztes Geschenk in Deinen Besitz?"

„Margot," erwiderte Godefroy, ihre Hände ergreifend und wiederholt an seine Lippen drückend, „Du

bist vom ersten Augenblick an immer großmüthig und gütig gegen mich gewesen und hast mich mit kostbaren Gaben und Geschenken aller Art überhäuft, die ich stets ohne Widerspruch und mit dankerfülltem Herzen angenommen habe, da ich sie als einen sichtbaren Beweis Deiner Liebe betrachtete. Nun fügst Du auch dies neue schöne Geschenk hinzu, und auch das — ich kann ja nicht anders, wenn ich Dir gehorsam sein will — nehme ich dankbar an, da ich ja weiß, daß es Dir bei Deinen reichen Mitteln kein zu großes Opfer auferlegt. So sei es denn und ich danke Dir herzlich dafür. Doch — Du willst mir noch etwas Anderes sagen, sehe ich. Sprich also aus, was Du auf dem Herzen hast."

Margot lächelte ihn freundlich und mit dem Kopfe nickend an, als freue sie sich, daß er noch immer wie sonst alle ihre Gedanken errathe; indessen zögerte sie mit der Antwort und ihre Wangen begannen sich etwas lebhafter zu färben. „Ja," sagte sie endlich, „ich wollte Dir allerdings noch etwas sagen und nun mußt Du mir die volle Wahrheit bekennen. Es ist freilich ein delicater Punkt, den ich nur ungern berühre, allein wir Beide können ja Alles, Alles mit einander verhandeln. Und so sage mir — bist Du, ja, bist Du auch hinreichend mit Reisegeld versehen? Auf der Reise selbst zwar brauchst Du nichts, dafür wird Etienne sorgen, denn er wird Dir auf mein Geheiß alle Geldsorgen abnehmen und überhaupt für alle Deine Bequemlichkeiten und Deine gute Unterkunft in den Gasthöfen sorgen; auch habe ich schon mit ihm besprochen, daß er dieselbe Reiseroute einschlägt, die

wir zusammen auf der Herreise gewählt. Auf diesem Dir bekannten Wege hast Du gleich eine schöne Erinnerung an so viele glücklich verlebte Stunden, die Du in meiner Gesellschaft zugebracht, als wir uns noch nicht so nahe standen wie jetzt und doch schon im Herzen ahnten, daß wir einst vollkommen glücklich mit einander werden würden. Ich wenigstens habe diese Ahnung gehabt und sie hat mich auch nicht betrogen. So, nun bin ich fertig und jetzt sage mir aufrichtig, wie es mit Deinen Geldverhältnissen steht."

Godefroy, der in so vielen das menschliche Leben betreffenden Punkten, namentlich in dem eben berührten so zartfühlend und gewissenhaft war, wie selten ein Mensch, war während Margots Rede bald roth, bald blaß geworden; jetzt, als sie schwieg, hielt er die Augen niedergeschlagen, that einen tiefen Athemzug und sagte:

„Was Du doch in jeder Beziehung sorgsam für mich bist! Aber nach meinen Geldverhältnissen solltest Du nicht fragen, da Du ja wissen mußt, wie es damit steht. Ich habe bei Dir ja keine Gelegenheit gehabt, Geld auszugeben, da Du in Allem und Jedem stets mein großmüthiger Zahlmeister warst. Indeß, um Dich auch darin zu beruhigen, so sage ich Dir, daß ich fast noch das ganze Reisegeld vorräthig habe, welches mir mein Vater gegeben. Außerdem aber gabst Du mir schon lange das Geld für die in der Schweiz angekauften Kühe, und das werde ich unangerührt meinem Vater einhändigen können, sobald ich nach Hause gekommen bin. Du siehst also, ich bin reichlich versorgt und werde an nichts Mangel leiden."

Margot athmete erleichtert auf, da nun auch dieser kleine Stein von ihrem Herzen gewälzt war und sie ihren Freund allen äußeren Sorgen des Lebens überhoben wußte. Sie dankte ihm sogar für seinen Bericht, als hätte er ihr damit eine Wohlthat erwiesen, während sie selbst doch in jeder Beziehung seine eigentliche Wohlthäterin war.

Aber ihre Sorge um sein Wohl ging noch viel weiter. Den ganzen Tag über, so lange er noch in Monjardin verweilte, beobachtete sie ihn unausgesetzt jeden Augenblick, den sie bei ihm zubrachte, und dieser Augenblicke gab es viele, da sie ihn fast gar nicht mehr verließ, immer um ihn beschäftigt war und bald nach Diesem bald nach Jenem forschte, wenn sie sich irgend eine Behaglichkeit für ihn davon versprach. Auch prüfte sie oft im Stillen seinen Gesundheitszustand, und mit diesem konnte sie jeden fortschreitenden Tag zufriedener sein. Denn es war wunderbar, wie rasch und sichtbar er sich von dem Augenblick an erholte, wo er erfahren, daß man ihn in seine Heimath zurückkehren lassen wolle. Keiner aber freute sich darüber mehr als der Arzt, der bald dieselbe Ueberzeugung von seinem Befinden wie Margot gewann, und er gratulirte sich im Stillen, daß er den beiden Damen eine so günstige Prophezeihung gemacht. Ja, Godefroys Kräfte nahmen sichtbar alle Tage zu; er ging schon mit Margot im Garten, ja sogar in den entfernter liegenden Theilen des Parks spazieren, und sein Appetit, der viele Wochen lang ganz darniedergelegen, war zusehends gewachsen und er aß wieder wie ein gesunder Mensch, der sein Behagen und seine Freude an einem

appetitlichen Mahle hat. Zwar war er noch immer bleich, seine Wangen hohl, sein Auge dann und wann etwas umflort, und sein Gang und seine Haltung entbehrten noch der energischen, elastischen Kraft, die ihn früher vor allen übrigen Männern ausgezeichnet, aber das Alles würde sich schon bessern, erklärte der Arzt auf Margots Befragen, wenn er erst in seiner Heimath sei und die kräftige Luft einathme, die in seinen geliebten Bergen wehe.

„Ach, seine Heimath und seine Bergluft!“ stöhnte Margot auf, „ich werde sie nicht mit ihm sehen, nicht mit ihm athmen, lieber Doktor, und wie wird hier die schwüle Luft auf mich drücken, wenn er nicht mehr bei mir ist!“

„Madame,“ erwiderte der Arzt, mit seinen klugen Augen sie freundlich betrachtend, „auch dafür weiß ich einen guten Rath. Die heißere und schwülere Luft bei uns wird Ihnen, wenn Sie Ihren Freund nicht mehr an Ihrer Seite haben, allerdings etwas schwer auf der Seele liegen, aber auch das wird sich mit der Zeit geben und Sie werden sie wieder wie früher ertragen lernen. Sobald Sie aber ihren Druck empfinden und die Sehnsucht nach Ihrem Freunde Sie ergreift, setzen Sie sich an den Schreibtisch und schreiben ihm Alles, was Sie quält und preßt. Das, glauben Sie mir, schafft Ihnen eine große Erleichterung und Sie werden sich bald daran gewöhnen, sich auf diese Weise mit ihm zu unterhalten; und wenn seine Briefe eben so häufig bei Ihnen anlangen, wie die Ihrigen bei ihm, so werden Sie ein Glück kennen lernen, welches man nur in der Ferne von seinen Lieben ge-

nießt, und das ist ein großes und unter Umständen ein einziges, unschätzbares Glück."

„Ich will es Ihnen glauben," erwiderte Margot mit einem Seufzer, „sogar recht gern. Ja, ich werde ihm alle Tage schreiben, alle acht Tage einen Brief absenden und er muß mir das heilige Versprechen geben, es eben so mit mir zu machen."

Dies Versprechen wurde auch gern von ihm gegeben und in der Folge von beiden Seiten treulich gehalten, wie wir in dem folgenden Abschnitt unserer Erzählung erfahren werden.

Noch an demselben Tage, wo sie mit dem ihr jetzt so vertrauten Arzte dieses Gespräch am Morgen geführt, begab sie sich mit Frau von Brissac und Etienne an das Packen und Ordnen der Koffer des Reisenden, denn auch diese kleine Sorge hatte sie mit Freuden auf sich genommen und Godefroy durfte sich um nichts dabei bekümmern. Allein die zwei Koffer, die dieser auf der Herreise mitgebracht, reichten diesmal nicht für seine Besitzthümer aus, denn dieselben hatten sich Dank der großmüthigen Spenderin so vielen Glücks noch um ein Bedeutendes, namentlich um viele kostbare Bücher vermehrt. Einen halben Tag lang waren die drei Personen vollauf damit beschäftigt, Alles auf's Beste zu ordnen, und Godefroy selbst stand oft müßig dabei, den Kopf schüttelnd und sich über ihre Sorgfalt verwundernd, durfte aber nicht mit Hand anlegen, denn das erlaubte ihm Margot nicht, da sie immer fürchtete, er werde sich zu sehr anstrengen oder seine schwachen Kräfte vor der Zeit abnutzen, die auf der

langen Reise ja noch hinreichend in Anspruch genommen wurden.

So waren denn die leidigen Vorbereitungen endlich beendigt und der Tag der Reise festgesetzt. Aber die beiden letzten Tage waren für Margot sowohl wie für ihren Freund und auch für Frau von Brissac die schmerzlichsten. Viele, viele Thränen wurden in diesen Tagen von der Ersteren vergossen und Joachime mußte eifriger denn je ihre Rolle als Trösterin wieder aufnehmen, wenn ihr eigenes Herz auch von Trübsal überschwoll, denn auch ihr wurde die Trennung von dem edlen Manne, mit dem sie nun ein ganzes Jahr in herzlicher Eintracht und Freundschaft gelebt, unendlich schwer.

Am Morgen des vorletzten Tages überbrachte der Marquis, der sich in den letzten Wochen wieder mehrmals eingefunden hatte, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen, die in Paris besorgten Pässe, und als Margot sie, nachdem der Marquis wieder abgeritten, in der Hand hielt, war ihr zu Muthe, als ob ihr Schicksal, wie das Papier vor ihr, nun endgültig besiegelt und ihr bisher so strahlendes Lebenslicht im Erlöschen begriffen sei. Sie blieb wohl eine halbe Stunde damit allein in ihrem Zimmer, starrte auf das Papier hin und durchlas es mehrere Mal hinter einander, als ob sie etwas Anderes darin finden müsse, was nicht auf Abschied und Trennung von ihm, dem Heißgeliebten deute, aber sie las stets nur dasselbe, bis endlich die Buchstaben, wie von einem Thränenschleier überschattet, vor ihren Augen verschwammen und sie nichts mehr zu lesen

vermochte, während ihr Herz in immer lauteren Schlägen ihr wiederholte, daß sie nach wenigen Stunden allein sein würde und ohne Ihn ihr ödes und trauriges Leben fortsetzen müsse.

Nachdem sie sich aber längere Zeit in trostloser Einsamkeit so abgehärmt, stieg sie mit verweinten Augen zu Godefroy hinauf, um ihn zum letzten Mal zu einer Fahrt durch den Park nach der Meierei abzuholen, von der Abschied nehmen zu dürfen er sie am Morgen gebeten hatte. Noch einmal fuhr sie ihn mit den kleinen Isabellen nach der traulichen Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit, und er drückte allen daselbst versammelten Leuten, die den ihnen so lieb und werth gewordenen Mann mit Wehmuth und Bedauern scheiden sahen, zum letzten Male die Hand.

Als sie nun aber am Abend mit ihm in seinem Zimmer saß, wo man sich jetzt stets versammelte, um ihm das Treppensteigen zu ersparen, sagte Godefroy, nachdem Frau von Brissac sie schon verlassen, zu ihr mit stiller und wehmüthiger Miene:

„Margot, theure Margot, gönne mir heute noch ein Wort und erfülle mir die letzte Bitte, die ich mündlich an Dich zu richten habe. Du weißt, was uns morgen früh bevorsteht — unser Abschied auf lange, vielleicht sehr lange Zeit. Das ist ein schwerer Moment für uns Beide und wir wollen ihn uns nicht dadurch noch schwerer machen, daß wir ihn lange hinausziehen oder ihn vor den Augen Anderer nehmen. Komm also morgen früh um acht Uhr kurz vor der Abfahrt in mein Zimmer und da wollen wir das letzte Wort mit einander reden. Meine Bitte aber geht

dahin, daß Du nicht mit mir vor die Hofthür trittst, wenn ich in den Wagen steige, denn ich wünsche nicht, daß die Leute, die dort versammelt sein werden, diesem schmerzlichen Augenblicke beiwohnen. Hier also, hier wollen wir noch einmal Herz an Herz legen und Lippe auf Lippe drücken. Versprichst Du, mir diesen Wunsch, diese meine Bitte zu erfüllen?“

Margot brach in einen fast krampfhaften endlosen Thränenstrom aus, schmiegte sich fest an ihn und erst als sie vor Weinen und Schluchzen wieder sprechen konnte, sagte sie mit lauter und fester Stimme: „Ja, auch dies Versprechen will ich Dir geben, wenn Du es verlangst.“

„So ist es gut,“ schloß er seine Rede, „ich bin mit Dir zufrieden und danke Dir. Wenn Du mir in das Herz sehen könntest, würdest Du wissen, wie es darin aussieht —“

„O, ich weiß es, ich weiß es,“ unterbrach sie ihn, von Neuem laut aufschluchzend, „gerade so wie in dem meinen sieht es darin aus.“

„Nun ja, so ungefähr mag es wohl sein, aber bleibe bis zum letzten Augenblick standhaft und gieb Dich nicht unnützen Klagen hin, die uns weniger erheben und ermuthigen als sie uns schwächen und doch nichts helfen. Ich glaube an Gott, seine Allmacht, Weisheit und Güte und er wird uns auch ferner beistehen und — glaube mir — dereinst wieder zusammenführen.“

„Ach Gott,“ rief sie, ihn von Neuem umschlingend, „ich will es ja gern glauben und ihn alle Tage auf

meinen Knieen anflehen, daß er die Tage rasch verstreichen lasse, bis wir uns wiedersehen."

Er küßte sie noch einmal und dann ging sie mit schwankenden Schritten zum letzten Mal durch die kleine Tapetenthür die Wendeltreppe hinab, die ihnen so oft einen Liebesdienst erwiesen und nun, wie wenigstens Godefroy glaubte, für immer hinter ihnen geschlossen bleiben sollte. —

Die letzte Nacht, die unser armer Freund in Monjardin zubringen sollte, war für ihn innerlich und äußerlich eine überaus stille und friedliche, als ob auch die Natur ihn noch einmal für die stürmischen Tage und Nächte entschädigen wollte, die er in den beiden jüngst vergangenen Monaten hatte durchleben und durchkämpfen müssen. Der Mond stand wieder klar am wolkenlosen Himmel und die Sterne flackerten so munter und lustig auf die Erde herab, als ob dort oben im blauen Aether nur ewige Heiterkeit und Freude thronten, die hier unten leider nicht immer zu finden sind. Auch kein hörbarer Windstoß regte die Blätter im Park zum lauten Flüstern auf und störte den einsamen Schläfer, der Dank seiner noch immer fühlbaren Schwäche in den festesten Schlaf fiel, sobald er sich auf seinem weichen Lager ausgestreckt.

Weit weniger süß und rasch verfloß Margot und ihrer Freundin diese Nacht und Beide fühlten nichts von dem Frieden, der über der sanft schlummernden Erde ausgebreitet lag. Bis lange nach Mitternacht saßen sie in stillem Gespräch beisammen und trennten

sich erst, nachdem Margot ihr übervolles Herz noch einmal ausgeschüttet hatte, um, als sie endlich allein war, wieder still vor sich hin zu weinen und, schon auf ihrem Lager ruhend, abermals Gott zu bitten, daß er sie Alle bald wieder vereinen und glücklicher machen möchte, als sie es jetzt waren.

Aber auch trotz ihres langen, inbrünstig zu Gott emporgesandten Gebetes, das ja schon so vielen Betrübten Beruhigung und Tröstung ins Herz geflößt, schlief sie doch noch lange nicht ein und als sie endlich, von Sorge und Kummer ermattet, halb eingeschlummert war, schreckte sie mehrmals, wie von einer inneren, nie ruhenden Glocke geweckt, auf und, sich alsbald ermunternd und ihrer Lage bewußt werdend, blickte sie wiederholt nach den leicht verhangenen Fenstern hin, um zu sehen, ob der schreckliche Tag denn noch nicht angebrochen wäre, der einen so namenlos bitteren Abschnitt in ihrem Leben bezeichnen sollte. Endlich gegen Morgen verfiel sie fast zwei Stunden lang in einen festen traumlosen Schlaf, wurde aber, wie sie es befohlen, um sieben Uhr schon wieder von Jeanne geweckt, und nun kleidete sie sich rasch an, um sich zu dem schwersten Gange ihres Lebens anzuschicken und die letzten paar Minuten in der Nähe des Scheidenden zuzubringen.

Schon um halb acht Uhr, als der Wagen bereits vor das Hofthor gebracht war und Godefroys Koffer sorgfältig auf demselben befestigt wurden, trat Frau von Brissac in des Reisenden Zimmer, um auch ihrerseits einen stillen und raschen Abschied von ihm zu

nehmen. Sie ließ nur wenige aus dem Herzen fließende Worte laut werden, denn vor Weinen konnte sie kaum reden. Godefroy dagegen war wunderbar gefaßt und man hätte ihn für gleichgültig oder gar kalt halten können, wenn der feuchte Glanz seiner Augen und der weiche Klang seiner Stimme seine inneren Empfindungen nicht verrathen hätte. Als Frau von Brissac aber ihre kurze Rede beendet, umarmte und küßte sie den lieben Freund wie einen Sohn, noch ehe er ein einziges Wort zu ihr gesprochen. Da aber war auch sein Abschiedsspruch gekommen und nun, sich ermannend, erhob er stolz seinen Kopf, sah ihr fest in die Augen und sagte:

„Frau von Brissac, ich danke Ihnen zunächst für Ihre mir so vielfach erwiesene Güte und Liebe und nehme eine schöne Erinnerung an Ihre Freundschaft mit in meine ferne Heimath, die ich nun bald wiedersehen werde und die mich mit Gottes Hülfe hoffentlich bald wieder zu einem starken Manne machen wird. Eins aber, ein Kostbares, nehme ich nicht mit mir, sondern überlasse es Ihnen — unsere theure Margot, die ich so unendlich liebe und die mir hier das Sonnenlicht meiner Tage war. Ja, ich überlasse sie Ihnen getrost, denn ich weiß, Sie werden für sie sorgen wie bisher, das heißt wie eine Mutter für ihr einziges liebes Kind sorgt. Schützen Sie sie auf allen ihren Wegen, trösten Sie sie, wenn sie traurig ist, und ermuthigen Sie sie, wenn sie zu wanken beginnt. Meine Liebe, meine innigste Liebe — das sagen Sie ihr in meinem Namen, wenn ich fort bin — bleibt ihr für immer, wo ich auch sein mag, denn nie wird ein anderes

Weib mein Herz beglücken, sie allein ist und bleibt die Einzige, die ich bisher geliebt habe und ferner lieben kann. Daß ich sie dennoch verlassen mußte, so sehr sie mich bat, noch länger zu weilen, das war unter allen Umständen eine Nothwendigkeit geworden und Sie erkennen dieselbe auch schon lange an — o, ich weiß es wohl — für mich aber war diese Nothwendigkeit eine unabweisbare, denn wenn ich auch nicht von einem krankhaften Wehgefühl in Bezug auf meine Heimath befallen wäre, so hätte ich doch bald von ihr scheiden müssen, da ich ihr hier niemals wieder das sein konnte, was ich war, bevor ich wußte, daß sie einem Anderen angehörte. Doch nun kein Wort mehr darüber — Sie verstehen mich. Jetzt sage ich Ihnen mein Lebewohl und wünsche, daß Gott auch Sie in allen Stunden Ihres Lebens behüten möge!"

Noch ein Händedruck, noch ein gegenseitiger liebevoller Blick, und Frau von Brissac schritt langsam, mit niedergebeugtem Kopf und thränenden Augen aus dem Zimmer. Wenige Minuten aber nur blieb Godefroy allein und er sah eben vom Fenster aus, an dem er stand, wie die schönen Pferde Margots vor den Reisewagen gelegt wurden, die ihn seinem nächsten Ziele zuführen sollten, da rauschte wieder ein Frauenkleid vor seiner Thür und gleich darauf trat hastigen, fast fliegenden Schrittes Margot selbst herein, stürzte auf ihn zu, umschlang ihn mit den Armen und drückte ihn fest an ihre vor Schmerz und Weh hochauf wogende Brust. Lange standen sie so sprachlos, wie an einander gefesselt und nur in ihren Schmerz versunken, dann drängte Godefroy die leise Weinende sanft von

sich und sagte mit fast tonloser und von innerer Bewegung erstickter Stimme:

„Du wolltest standhaft sein, Geliebte — ich bitte Dich, sei es!“

Sie nickte ihm immer noch sprachlos zu, trocknete sich die Thränen ab und ergriff dann seine beiden Hände. Einen Schritt zurücktretend, hielt sie ihn so vor sich fest und sah ihm tief in die voll innigster Liebe auf sie gerichteten Augen. Plötzlich aber sank sie wieder an seine Brust und nach einem tiefen Seufzer sagte sie so leise und sanft, als hätte ein Engel aus ihr gesprochen:

„Du willst also wirklich fort von mir? O, höre noch Eins — noch einmal Dasselbe, was ich Dir schon früher und öfter gesagt: Nimm mich mit!“

Weiter konnte sie nichts sprechen, die Brust war ihr zu voll und die Stimme versagte ihr.

„O wie gern,“ hauchte es ihr da eben so leise von seinen Lippen entgegen, „wie gern thäte ich es, aber es geht ja nicht, Geliebteste. O ja, ich würde unendlich friedlich, still und glücklich in meinen Bergen leben, wenn Du daselbst mit und bei mir wärest, und ohne Dich werden sie mir schauerlich öde und traurig erscheinen, wenn ich mich auch jetzt unaussprechlich danach sehne, sie wiederzusehen. Allein — Du bist ja hier gebunden und ich darf Dich Deiner Pflicht nicht entreißen —“

„Warum nicht?“ unterbrach sie ihn und rief es so heftig und laut, daß Godefroy fast erschrak. „Nimm mich mit, sage ich Dir, und Du wirst sehen, wie ich Dir augenblicklich folge, ohne mich an irgend eine

Pflicht gebunden zu fühlen, wenn eine solche für mich hier existiren sollte. Aber sie existirt wirklich nicht, mich fesselt nichts, ich darf von hier fort und Du kannst mich mit Dir nehmen, wenn Du nur willst, wie ich will. Oder wenn Du mich auch nicht gleich in dieser Stunde mit Dir nehmen kannst und willst, so sprich nur ein Wort und ich werde alles Mögliche aufbieten, die Trennung vom Marschall durchzusetzen, mag Napoleon, mag die ganze Welt dazu sagen, was sie wollen. Ja, ich werde mich an die nie bezweifelte Großmuth des Marschalls wenden, werde ihm sagen, daß ich einen anderen Mann, daß ich Dich liebe, und er wird gewiß in die Scheidung von mir willigen, die um so leichter zu bewerkstelligen ist, da wir Beide Protestanten sind. — Wie, Du schüttelst auch jetzt noch den Kopf?"

„Ja," erwiderte Godefroy mit wunderbarer Ruhe, da sie ihn mit ihren blitzenden Augen groß und fragend ansah, „ja, ich schüttele ihn, denn ich kann und darf Deinem Vorschlage nicht beistimmen. Alles, was Du da sagst, hört sich recht schön an, es mag ausführbar sein und ich glaube auch, daß Du es mit Deiner starken Willenskraft zu Stande bringen würdest, ja daß sogar der Marschall darauf einginge, wenn Du darauf bestehst. Aber Du hast dabei nur an Dich, nicht auch an mich gedacht. Ich — nein — ich kann und darf nicht die Ursache sein, daß Du eine Stellung in der Welt aufgiebst, wie sie nur wenigen Frauen geboten wird, und gar um einen Mann, der mit Dir verglichen nur ein winziger, bedeutungsloser Erdenmensch ist. Ich würde nicht den Muth haben, mich

im Spiegel zu beschauen, wenn ich mir dabei sagen müßte: Das ist eines Mannes Gesicht, welcher eine Frau verlockt hat, sich von ihrem Manne, dem sie einmal — mag es geschehen sein wie es will — das Gelöbniß der Liebe und Treue vor Gottes Altar abgelegt, scheiden zu lassen. Nein, Margot, nein, das zu thun, darein zu willigen, verlange nicht von mir. Du kennst mich ja und weißt, wie ich über Dergleichen denke, und ich müßte mich selbst verachten, wollte ich um meines eigenen vielleicht unverdienten Glückes willen einen Anderen eines Besitzes berauben, wenn er ihm auch nur dem Namen nach gehört und er selbst ihn nicht nach seinem wahren Werthe zu schätzen weiß."

Er schwieg, tief aufathmend vor ihr stehend und ihr forschend in die Augen blickend, ob sie auch dagegen etwas zu erwidern habe.

„So," sagte sie sinnend, „also das ist Dein letzter Entschluß?"

„Ja, Margot, mein letzter, wohl überlegter und aus meinem Herzen kommender Entschluß."

„Gut, ich billige ihn, da ich mir Deine Sinnesart und Dein Zartgefühl wohl zu eigen zu machen verstehe. Gott allein jedoch entscheide einst, wer von uns Beiden das Rechte, wer das Unrechte gedacht und gethan hat. So viel aber sage ich Dir und schwöre es Dir zu: Glaube nicht, daß ich Dich, wenn ich auch augenblicklich nichts gegen Deine Abreise einzuwenden habe, für immer von mir lasse. Nein, entweder Du kehrst über kurz oder lang zu mir zurück, oder ich komme, wo Du auch sein magst, zu Dir und dann —

dann soll keine Gewalt der Erde mich wieder von Dir reißen.“

Sie sprach es und wandte sich einen Augenblick von ihm ab, um die Thränen zu trocknen, die noch immer in einzelnen Tropfen über ihre Wangen rieselten; er aber stand mit laut klopfendem Herzen vor ihr und nie, nie wie jetzt hatte er gefühlt, wie innig, wie namenlos innig er von dieser eben so seltenen wie wunderbar schönen Frau geliebt wurde.

Gleich darauf aber, als wollte sie keine Secunde verstreichen lassen, ohne ihm noch eine Liebkosung zu erweisen, lag sie wieder, zum letzten Mal an seiner Brust und küßte ihn lange, lange, sein Gesicht mit beiden Händen fest an das ihre drückend und beide zugleich mit ihren Thränen badend. Dann ließ sie ihn langsam los und sagte, wie mit gebrochenem Herzen so leise flüsternd, daß er sie kaum verstand:

„Geh jetzt, geh — ich habe es überstanden. Ja, geh jetzt, aber wenn mein Leib es nicht darf, meine Seele geht mit Dir und bleibt bei Dir, so lange ich lebe und athme. Willst Du mich also nicht seelenlos durch das fernere Leben gehen lassen, so bringe mir meine Seele bald mit Dir zurück, und dann sollst Du ein glückliches Weib in Deinen Armen halten, eben so glücklich, wie es jetzt so unsäglich unglücklich ist. Nun denn, geh — ich bitte Dich — ich kann es nicht länger ertragen, Dich vor meinen Augen zu haben, ohne Dich an mein vor Schmerz fast verblutendes Herz zu pressen. Gott mit Dir — auf allen Deinen Wegen — Gott mit Dir, mein Godefroy, und — jetzt geh!“

Godefroy, wie zerschmettert von diesem herzzerreißenden Abschied, verhüllte sich einen Augenblick die Augen, als wollte er sie verhindern, den Jammer mit anzuschauen, der in dem Ausdruck ihrer Miene lag und sich auch im Klange ihrer gebrochenen Stimme verrieth. Als er aber die Hände wieder von den Augen nahm, sah er, daß sie auf die Kniee gesunken war und das von Thränen überfluthete Gesicht mit ihrem Tuche bedeckt hatte, als wolle sie ihn nicht mehr sehen. Das war sein letzter Blick auf sie und damit schied er von ihr, denn unmittelbar darauf wandte auch er sich von ihr ab und schritt wie ein Träumender wankend zur Thür hinaus.

Zwei Minuten später stand er vor dem Hofthor, wo die ganze Schloßdienerschaft, den alten lahmen Hausmeister an der Spitze, versammelt war, um den letzten Abschied von ihm zu nennen. Sein Herz war zu voll, zu schwer, um mit Diesem oder Jenem noch ein Wort zu sprechen, aber er sah sie Alle mit so freundlichen Blicken an, wie sie ihm in diesem Augenblick zu Gebote standen, drückte Jedem der Reihe nach die Hand und stieg in den Wagen, deren geöffneten Schlag der zur Reise vollständig gerüstete Etienne schon in der Hand hielt. Eine Minute später saßen Beide darin, die Pferde zogen an und fort rollten die Räder durch den Schloßhof, durch das Thor, um in rascheſtem Trabe nach Paris zu gelangen, von wo die Fahrt ohne Aufenthalt fortgesetzt werden sollte, da die längst bestellten Postpferde die Reisenden bereits an einer vorher bestimmten Stelle vor einer der Barrieren erwarteten.

Aber was geschah da hinter ihm in dem Zimmer, das er so eben verlassen hatte? Kaum war er den Augen der ihm mit hochwogendem Busen nachschauenden Margot entschwunden, so sprang sie auf und eilte zur Thür, als ob sie ihn noch einmal zurückrufen und an ihr Herz pressen wollte. Aber sie kam nicht bis dahin, die Kräfte schienen sie plötzlich zu verlassen und sie sank halb ohnmächtig und völlig willenlos auf einen Divan, das von Thränen überströmte Gesicht mit ihren Händen bedeckend und in die Kissen vergrabend. Als sie aber bald darauf das Räderrollen des abfahrenden Wagens vernahm, erhob sie sich wieder, trat wankenden Schrittes in das Zimmer zurück, fiel noch einmal auf die Kniee und rief mit lautaufschluchzender Stimme:

„Allmächtiger Gott im Himmel! Er ist fort und mich hat er trostlos, verzweifelnd in meiner Einsamkeit zurückgelassen. O, er ist mein einziger Geliebter auf Erden, an dem meine ganze Seele hängt, Du weißt es, mein himmlischer Vater! O, bewahre mir seine Liebe und laß mich ihn bald, bald wiedersehen, denn jetzt, in diesem furchtbarsten Moment meines Lebens fühle ich erst, daß ich ihn wiedersehen muß, wenn ich nicht sterben soll. O, o, o! Ich muß ihm ja sagen — daß heute — zum ersten Mal ein neues Leben sich unter meinem Herzen regt — und dies Leben ist ja sein, denn es stammt von ihm, und ich fand niemals den Muth, ihm zu sagen, was mich schon lange mit einer süßen Hoffnung erfüllte. Dir aber, Gott im Himmel, sage ich es jetzt, und Du — Du wirst mir beistehen, daß ich ihm einst mit Wonne im Herzen das Pfand

unserer Liebe an die Brust legen und sagen kann: Godefroy, sieh her, es ist Dein Blut und das meine, was in den kleinen Adern kreist — und so gehört mein Blut Dir und das Deine mir. O lieber, guter Gott, schütze den Vater meines Kindes und dies selbst und mich, denn nie sind drei Menschen durch innigere Liebe und einen größeren Schmerz verbunden gewesen als wir! — Gott mit Dir, mein Godefroy, auf allen Deinen Wegen!“ —

Siebentes Capitel.

Nach der lieben Heimath.

Paris war von den Reisenden mit den schnellen Pferden Margots in kaum einer Stunde erreicht und die vom Marquis bestellten Postpferde erwarteten sie schon lange an dem dazu bestimmten Orte. Auch der Marquis selber und einer der gräflichen Vettern waren zur Stelle, um dem jungen Schweizer ein herzliches Lebewohl zu sagen und ihm zu versprechen, daß auch sie für die in Monjardin Zurückgebliebenen in treuer Freundschaft sorgen würden.

Als Godefroy auch diesen letzten Abschied von zwei ihm befreundeten Menschen genommen, sank er in sich selbst zurück und überließ sich seinen ihn überströmenden Gedanken; Niemand störte ihn darin, denn Etienne

war zartfühlend und verständig genug, den so sichtbar in ihm nagenden Schmerz zu begreifen und den so traurig Dasitzenden durch keine vorlaute Aeußerung seiner Theilnahme in seinen Empfindungen zu unterbrechen, durch die er sich mit möglichster Willenskraft hindurchzuarbeiten bemüht war. Erst einige Stunden später wachte Godefroy aus seinem betäubungsartigen und in Bezug auf äußere Dinge fast empfindungslosen Zustande auf, und als er nun die Augen erhob und den stillen Mann an seiner Seite mit theilnahmvoll auf ihn hinblickenden Augen sitzen sah, reichte er ihm die Hand und sagte nur:

„Etienne, ich danke Ihnen, daß Sie mich so lange mir selbst überließen, und Sie müssen mir verzeihen, wenn ich noch oft so still und schweigsam bin. Ich habe viel in mir zu denken und zurecht zu legen gehabt und werde es noch oft zu thun haben; jetzt aber ist der herbste Schmerz überwunden und Sie werden mich hoffentlich bald wieder munterer und heiterer sehen, wenn ich überhaupt in diesem Leben noch heiter sein oder werden kann. O, der Abschied von Monjardin ist mir schwer, sehr schwer geworden, aber wir reisen ja jetzt in meine Heimath, wohin ich mich so unaussprechlich sehne, und da, glauben Sie mir, wird mir wieder wohler zu Muthe werden.“

Etienne, keines Wortes mächtig, da er den jungen Mann an seiner Seite so überaus traurig und wehmüthig sah, nickte ihm nur still zu, und so schwiegen sie wieder, bis sie an die Station kamen, wo die Pferde zum ersten Mal gewechselt wurden, um ihre

Reise ohne Aufenthalt mit frischen Kräften und in größter Eile fortzusetzen.

In der That verfolgten sie denselben Weg, den sie auf der Herreise schon einmal mit den beiden Damen genommen, und Godefroy erkannte die Gegenden und Ortschaften wohl, welche sie berührten und er fing bereits an, von Diesem und Jenem zu sprechen, was ihm damals begegnet war. Wie schnell ihnen dabei der erste Tag verging, wußte Keiner von Beiden und als sie am späten Abend in die Stadt kamen, wo sie das erste Nachtquartier nehmen wollten, denn so hatte Margot es ihnen ans Herz gelegt, da sie dem Geliebten für den Anfang keine zu große Anstrengung zugemuthet wissen wollte, trennten sie sich bald und Godefroy schlief zum ersten Mal wieder in einem fremden Bett, das ihm nach der langen Tagereise unendlich wohl that und worin er trotz seines Herzenskummers in Folge seiner Ermüdung den besten Schlaf genoß.

Aber nur die nächste Nacht rasteten sie noch einmal unterwegs bis zur französischen Gränze, denn je näher sie derselben mit den immer schnell herbeigeschafften Pferden kamen, um so rastloser trieb es Godefroy vorwärts, und da er fand, daß das anhaltende Fahren keine fühlbare unangenehme Wirkung auf ihn übte, so glaubte er seiner Gesundheit unbeschadet auch Nachts die Reise fortsetzen zu können, so lebhaft auch Etienne bisweilen dagegen protestiren mochte.

Mit welchen Empfindungen er aber diese Reise so rasch fortsetzte, wollen wir nicht zu beschreiben versuchen, das versteht sich von selbst; endlich aber war er Dank

dem raschen Wechsel der Orte dahin gekommen, daß er nicht mehr so viel über das Vergangene grübelte, sondern viel mehr an das Kommende dachte, denn je näher er den Gränzen seiner Heimath kam, um so lebhafter, brennender wurde sein Wunsch, sie bald zu erreichen, um endlich die Ruhe und den Frieden zu finden, die ihn von dem namenlosen Weh befreien sollten, das ihn in Frankreich betroffen und von dem sich zu erholen eine dringende Nothwendigkeit für seine erschöpfte Natur geworden war.

So gelangte man nach Straßburg, wo man wiederum eine Nacht blieb, und nun war die badische Gränze bald erreicht und zum ersten Mal begannen die schönen blauen Berge des Schwarzwaldes vor ihnen aufzuragen, die schon die höheren Gebirge der Schweiz verkünden, und Godefroys Augen hingen fast unabreißbar an ihnen, als grüßte er sie als die Vorboten der nun bald sichtbar werdenden Alpen, auf die seine ganze Sehnsucht gerichtet war.

Auf dieser weiten Reise hatte sich Etienne als der aufmerksamste und fürsorgendste Diener erwiesen, und Godefroy konnte ihn kaum noch als einen solchen erkennen, wie auch kein Anderer es konnte, denn der gute Etienne hatte diesmal auf des Ersteren besonderen Wunsch seine Livree zu Hause gelassen und sah in den neuen bürgerlichen Kleidern, welche er trug, und mit den ihm eigenen höflichen Manieren wie ein mitreisender älterer Herr aus, wenn er auch in den Augen der ihnen Begegnenden bei der ihm zur zweiten Natur gewordenen Ehrerbietung, die er gegen Godefroy von jeher an den Tag gelegt, nur als ein untergeordneter

Reisebegleiter des jetzt so vornehm erscheinenden jungen Mannes galt. Auch seine alte Bescheidenheit und Zurückhaltung hatte er in dem jetzigen näheren Verkehr mit seinem jungen Herrn im vollsten Maaße beibehalten; niemals begann er von selbst ein Gespräch, berührte nur das mit wenigen Worten, was mitzutheilen durchaus nothwendig war, und wartete stets mit der größten Geduld und Gemüthsruhe das oft lange Schweigen Godefroys ab, bis dieser ihm zuletzt zu seiner Freude irgend eine Frage vorlegte oder ihn zu einem lebhafteren Austausch seiner Gedanken ermunterte. Am allerwenigsten aber leitete er das Gespräch auf Monjardin zurück, denn er, der im Stillen ein discreter Mitwisser aller dort vorgegangenen Dinge war, alle Verhältnisse und Persönlichkeiten gründlich kannte, fühlte sehr wohl, wie es im Herzen seines Schützlings aussah, und so hütete er sich jederzeit, durch die Erwähnung irgend eines Vorfalls oder einer Person die Erinnerung an vergangene schöne Tage wachzurufen, die ja, da sie noch so frisch im Gedächtniß Godefroys hafteten, jetzt nur ein schmerzliches Empfinden in ihm erregen mußten.

So kam man, nachdem man noch einmal in Freiburg übernachtet, nach Basel, und hier bat Godefroy seinen treuen Begleiter, ihn zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Aber da hatte er sich in dem bisher so gehorsamen und jeden seiner Wünsche auf's Eifrigste erfüllenden Etienne Laurent stark verrechnet. Denn dieser erschrak förmlich, als er die ganz unerwartete Mahnung vernahm, und zum ersten Mal sträubte er sich ernstlich, sie zu befolgen.

„Nein, lieber Herr Strozzi,“ bat er mit fast weinerlicher Stimme, „thun Sie mir doch das nicht zu Leide, mich jetzt schon von Ihnen fort nach Hause zu schicken; das würde mich — ich will nicht sagen kränken — aber doch über die Maßen schmerzen und es käme mir gerade so vor, als ob Sie meiner längst überdrüssig geworden wären. Auch stimmt es ja gar nicht mit der Frau Marschallin Wünschen überein. Sie hat mir zuletzt ausdrücklich gesagt, daß ich Sie bis Bern begleiten soll, und darin möchte ich ihr wie immer gehorsam sein, wenn Sie mich doch nicht ganz bis Unterseen mitnehmen wollen.“

Als Godefroy diese auf Margots Wünsche sich berufenden Worte vernahm, schwieg er und nahm schon im Stillen das vorher geäußerte Verlangen zurück, und so setzten Beide, nachdem sie noch eine Nacht in Basel zugebracht, ihren Weg nach Bern fort, ohne daß von einer früheren Umkehr Etienne's weiter die Rede gewesen wäre.

Kaum aber hatte man das alte Basel im Rücken, so war es, als ob Godefroy von Neuem aufathme und seine so lange schlummernden Seelentriebe einen frischeren Impuls zum lebhafteren Austausch seiner Gedanken erhalten hätten. Nicht nur sprach er viel mehr und heiterer als früher, sondern er lehnte sich fast unablässig aus dem Wagen und begrüßte sein Heimathsland mit Gefühlen, die nur der empfinden kann, der wie er so lange krank und siech gelegen und an dem schrecklichen Uebel des Bergbewohners, am unstillbaren Heimweh gelitten hat, das alle Geistes- und Körperkräfte wie ein heimlich wirkendes Gift zu

zerstören droht. Noch zwar war er hier nicht in seiner engeren und viel schöneren Heimath angelangt, noch lebte und webte in ihm die Erinnerung an das jüngst in Frankreich ihm Widerfahrene, ja, Margot mit allen ihren Reizen und Tugenden glühte und sprühte noch immer in ihm, keinen Augenblick wich sie aus seinen Gedanken, seinem Herzen, denn er liebte sie ja über Alles in der Welt; allmälig aber, je näher er jener seiner wirklichen Heimath rückte und jetzt die nach und nach vor ihm aufsteigenden, ihm so bekannten grünen Vorberge der Alpen, die lachenden Thäler, die blauen Gebirgsbäche und das so fruchtbare friedliche Basellland sah, da kam es wie ein wohlthuender Rausch über seine ermatteten Lebensgeister, da jauchzte seine Seele, ein neues, lange erträumtes Glück schon in der Nähe gewahrend, auf und er empfand mit einem Mal das köstliche Labegefühl, daß seine so schmerzvolle Sehnsucht nach dem Vaterlande zu schwinden beginne und er wieder da angelangt sei, wohin alle Wünsche seines Herzens, alle Fasern seines Wesens in der letzten Zeit sich gedrängt hatten.

So gelangte man endlich in die Nähe von Bern. Hier aber sollte ein neues kritisches Moment an ihn herantreten und sein ganzes Empfinden auf den äußersten Grad anspannen. Es war gegen Mittag, als man die Gegend erreichte, wo zum ersten Mal die schneebedeckten Alpen des Berner Oberlandes am weiten südlichen Horizont sichtbar werden. Ein wonnig schöner, warmer Frühlingstag am Ende des Mai umstrahlte die Reisenden; die Sonne schien klar vom wolkenlosen Himmel, kein in der Höhe schwebender

Nebel, kein verdunkelnder Dunst lagerte über Nähe und Ferne, und die ganze Natur ringsum prangte im vollen grüngoldenen Mittagsglanz.

Godefroy kannte die Stelle, wo die Alpen am Horizont hervortreten mußten, genau und seine Augen blickten schon lange gespannt und sehnsüchtig in die bezeichnete Richtung hin. Da, als der rasch dahin eilende Wagen eben ein dunkles Tannengehölz passirt, traten mit einem Mal die schneeweißen, so wunderbar aufgebauten Berge in ihrer grandiosen Schönheit und Majestät hervor, und vom Wetterhorn im Osten an bis zur Blümlisalp im Westen stellte sich jeder der heimathlichen Riesen in seiner vollen Pracht dar.

Kaum hatte Godefroy diesen ihn fast bezaubernden Anblick gewonnen, da kam eine gewaltige Rührung über ihn; wie ein übermächtiger Strom wallte das Blut in seinen Adern nach dem Herzen auf und, fast erdrückt von den ihn übermannenden Gefühlen, nahm er rasch sein Tuch hervor und verhüllte sich das Gesicht, denn ein unaufhaltsamer Thränenstrom entquoll seinen Augen, den er dem älteren Gefährten so viel wie möglich zu verbergen suchte.

Etienne aber war fast eben so bewegt, wie sein Herr, nicht nur, weil er diesen so ergriffen sah, sondern weil der Anblick der erhabenen Schneeriesen auch in ihm dieselbe mächtige Wirkung hervorrief; auch er versank in staunende Bewunderung und vergoß Freudenthränen, als er sie aber rasch getrocknet, gab er sich ganz dem Entzücken hin, welches er auf dem auf-

gelebten Gesicht Godefroys in unverkennbarer Weise sich abmalen sah.

Jedoch nicht lange dauerte dieser freudenvolle Erguß der beiden von ihren Empfindungen hingerissenen Männer; bald waren die Alpen wieder hinter sich vorschiebenden Waldungen aus ihrem Gesichtskreise verschwunden und nun fuhr man noch einige Stunden lang im schnellsten Trabe dem alten Bern entgegen, das, als man es endlich erreichte, kurz vor den Thoren der Stadt, noch einmal den Blick auf die Alpen, die blau schimmernde Aare und dann die alten imposanten Thürme und Häuser gewinnen ließ, um abermals die freudige Rührung heraufzubeschwören, welche die Reisenden vorher ergriffen hatte. Bald darauf aber öffnete ihnen das gemüthliche Bern seine gastlichen Pforten, sie waren an dem Endziel ihres Beisammenseins angelangt, denn nun, das wußte Etienne bestimmt, mußte die lange gefürchtete Trennung von seinem Herrn eintreten und dieser Gedanke allein war hinreichend, seine eben empfundene Freude wieder in tiefe Schatten zu hüllen, wobei er nur Gott im Stillen dankte, daß er ihm vergönnt, den ihm anvertrauten kranken Mann in einem ihn zufriedenstellenden Zustande bis hieher geleitet zu haben.

Diese Trennung nun war nach einer ruhig und im besten Schlafe zugebrachten Nacht auf den nächsten Morgen um acht Uhr festgesetzt, da der nach Frankreich fahrende Postwagen, den Etienne benutzen wollte, schon um neun Uhr abging, und sie war für Beide ein unglaublich schwerer und tiefgreifender Moment, so daß

man kaum unterscheiden konnte, wer der bewegteste und gerührteste von ihnen war.

Als Etienne zum letzten Mal vor Godefroys Antlitz trat und Beide ihre Abschiedsworte sprachen, wurden sie wieder, und gewiß auch diesmal nicht ohne Grund, von einer tiefen Rührung ergriffen und Beide weinten wie die Kinder, die sich von ihrem liebsten Spielzeug trennen müssen.

„Grüßen Sie — ja, grüßen Sie," sagte Godefroy, nachdem er seiner inneren Bewegung Herr geworden, mit bebender Stimme: „wen ich in Monjardin lieb habe — Sie wissen wohl, wen ich meine — grüßen Sie sie und Alle, die meiner in Liebe gedenken, und verkünden Sie ihnen, daß ich so glücklich, wie ich fortan sein kann, bis hierher gelangt bin. Nehmen auch Sie, mein guter Etienne, meinen herzlichsten Dank für Ihre Liebe hin, denn Sie haben mich lieb, ich weiß es wohl, und haben es mir tausendfältig bewiesen, aber auch ich liebe Sie und das wissen Sie schon lange, ohne daß ich es Ihnen besonders zu versichern brauche. Kehren Sie möglichst schnell nach Hause zurück und sagen Sie — der Frau Marschallin, daß ich mit Sehnsucht die ersten Briefe erwarte, die mir versprochen sind, und daß ich selbst mich beeilen werde, ausführliche Nachricht von mir zu senden, sobald ich wieder in der Heimath und bei meinem Vater bin. Hier aber, diesen Brief, den ich so eben auf das Papier geworfen, geben Sie Ihrer Herrin und fügen Sie hinzu, daß er zwar nur flüchtig und mit Tinte geschrieben, aber in meiner Seele

empfunden und mit meinem Herzblut besiegelt ist. Und nun leben Sie wohl und Gott geleite Sie!“

Etienne's Herz war in diesem Augenblick zu schwer, um ihm viele Worte zu gestatten; er stammelte oder murmelte nur unter reichlich fließenden Thränen einige kaum verständliche Sätze, küßte dem jungen Mann fast mit Gewalt die seinen Lippen sich entziehende Hand und kehrte dreimal von der Thür zu ihm zurück, ihm noch einmal in's Auge zu sehen; endlich aber ging er doch fort und eine Stunde später saß er schon im Postwagen, um Tag und Nacht zu reisen und so bald wie möglich wieder in seine Heimath zu gelangen.

So war also Godefroy, nachdem er ein ganzes Jahr in der Gesellschaft liebevoller Menschen zugebracht, zum ersten Mal wieder auf sich allein angewiesen und das hatte er im Stillen schon lange gewünscht, so angenehm und lieb ihm auch sein bisheriger Reisegefährte gewesen. Jetzt, da er der Heimath so nahe war, hatte er so viel zu schauen, zu erwägen, zu überlegen, daß jedes Wort, welches er hätte sprechen oder hören müssen, ihn von dem Ziele abgelenkt haben würde, nach dem er eine so große Sehnsucht empfand. Kaum auch hatte Etienne ihn verlassen, so saß er schon wieder in seinem schönen Wagen und nun ging es im schnellen Trabe der alten Stadt Thun zu, die am Eingange des Berner Oberlandes liegt, wo mit dem prachtvollen Thuner See das eigentliche Eldorado der Schweizer Alpen beginnt.

Als unser Freund sich aber nun wieder unterwegs befand, ohne in seinen Gedanken durch eine äußere Ableitung beeinträchtigt zu werden, die auch der beste Gefährte dem lebhaft Denkenden und Fühlenden oft durch seine bloße Gegenwart hervorruft, wurde es ruhiger und friedlicher denn je in seiner bis dahin von Stürmen aller Art aufgewühlten Brust, und nachdem er wohl eine Stunde lang Alles erwogen, was ihm jetzt Kopf und Herz erfüllte, kam eine sanfte Ermattung über ihn, so daß er der Neigung nicht widerstehen konnte, sich in bequemster Weise in seinen Wagen zurückzulehnen und alle seine Sinne einige Zeit ruhen zu lassen. Aber dabei empfand er zum ersten Mal wieder, was gerade nicht zu seiner vollen Beruhigung beitrug, daß er noch immer sehr hinfällig und noch lange nicht wieder der starke Mann war wie damals, als er — mit ihr, ach, mit ihr! — sein Vaterland verließ, um in dem schönen Frankreich, in Monjardin allerdings ein ungeahntes Glück zu finden, aber auch seinen inneren Frieden zu verlieren, den er von dem Augenblick an, wo er sich seines Lebens und Wirkens bewußt geworden, im Herzen, im Geiste und im — Gewissen getragen, der ihm aber nun gegen alle Erwartung durch eines unbegreiflichen Schicksals allmächtige Einwirkung auf lange Zeit, vielleicht auf immer entrungen war. —

Er hatte sich schon längst vorgesetzt, nicht am frühen Morgen in Unterseen einzutreffen, wo der lange geschäftige Tag vor ihm lag und sein guter Vater in seinem großen Hauswesen so viele Obliegenheiten zu erfüllen hatte, ihm also auch nicht unausgesetzt gehören

konnte. Nein, er wollte erst am Abend, wenn alle Geschäfte im Hause ruhten und keine Störung mehr von Seiten der Hausgenossen zu besorgen war, im Bödeli anlangen, wo möglich zu der Zeit, wo die Sonne unterging und die weißen Schneeberge bisweilen — und vielleicht auch diesmal — in ihrem rosigen Abendglanz leuchteten. Um dies zu erreichen, hielt er sich einige Stunden in Thun auf, verließ aber nicht das Zimmer, welches er sich in einem ihm bisher fremden Gasthof hatte geben lassen, um nicht etwa Bekannten zu begegnen, denn kein Anderer sollte ihn in der Heimath früher sehen und begrüßen als der Vater, und um diesen sogar nach vollbrachtem Tagewerke in seiner gemüthlichen Abendruhe zu überraschen, hatte er ihm nicht einmal den Tag bezeichnet, an welchem er bei ihm eintreffen würde, obwohl er ihm von Straßburg aus geschrieben, daß er auf der Heimreise sei und bald wieder bei ihm sein werde.

Endlich Nachmittags gegen vier Uhr trat er von Thun seine letzte Fahrt mit frischen Pferden an und diese brachten ihn schnell auf derselben Straße nach Unterseen, die er vor einem Jahr, fast am gleichen Tage des Mai, mit seinem Rappen eingeschlagen und auf der er in nähere Berührung mit Margot und Frau von Brissac gerathen war.

„Ach,“ dachte er an derselben Stelle, wo er den beiden Damen so hülfreich beigesprungen, „was mögen sie jetzt in Monjardin thun und treiben? Werden sie sich vielleicht sagen, daß ich wieder an dem Punkt angelangt bin, wo der magische Kreis seinen Lauf begann, in dem ich mich ein Jahr lang bewegt und

dessen unerwarteten Ausgangspunkt ich nun vor mir sehe? O ja, wenigstens Margot sagt es gewiß ihr ahnungsvolles Herz, daß ich an dieser unvergeßlichen Stelle ihrer mit heißer Inbrunst gedenke, und ich thue es ja auch, indem ich mit vollem Herzen zu Gott flehe, daß er sie segnen und vor allen Dingen mit Ruhe und Frieden im Herzen begnadigen möge. So, nun habe ich den hinter mir Lebenden den Zoll liebevoller Erinnerung dargebracht, von jetzt an will ich mich den vor mir Lebenden zuwenden und mir zu enträthseln versuchen, was sie thun und treiben und wie sie mich, den so lange Abwesenden, wohl empfangen werden. Aber ach! was wird mein Vater, was werden meine Nachbarn und alle meine näheren Bekannten sagen, wenn sie mich, den sie nur als den gesundesten, kräftigsten Menschen gekannt, jetzt in einem so elenden, abgemagerten und abgehärmten Zustande sehen? Werden sie nicht denken, daß ich irgend wo und wie einen Schiffbruch erlitten? Ja, und hätten sie nicht Recht damit? Habe ich ihn nicht wirklich, freilich in ganz anderer Art erlitten, als Jemand in der Heimath es denken kann? Doch, was sie auch denken und sagen mögen, es muß mir am Ende einerlei sein, da ich es nicht ändern kann, ich muß mich bei Zeiten gegen den Stachel ihrer Meinung abzustumpfen lernen und sie werden ja auch nie die ganze reine Wahrheit erfahren, weil ich gegen sie schweigsam sein werde wie das Grab; nur mein guter Vater muß gleich in den ersten Tagen, sobald ich mich wieder heimisch bei ihm fühle, erfahren, was mir auf dem Herzen, auf dem Gewissen liegt, denn nur er kann mir, wenn er Alles weiß, durch

seinen Trost, durch sein Mitgefühl die mir so nöthige Linderung meines Leidens gewähren, wenn er vielleicht auch hart über mich urtheilt und mein verbrecherisches Thun in tiefster Seele beklagt."

In solche Gedanken versunken und sich innerlich mehr abängstigend, als vielleicht nöthig war, setzte er von Spiez an seinen Weg nach Unterseen fort und eben als er gleich nach sieben Uhr mit laut schlagendem Herzen in das friedlich daliegende Bödeli einzog, erfüllte der gütige Gott seine vorher gedachte stille Bitte und er sah die in ihrer ewigen Schönheit strahlende Jungfrau und ihre mächtigen Trabanten in voller rosiger Abendgluth vor seinem von Freude fast trunkenen Herzen und Auge liegen. O, da kam ihm noch einmal eine Thräne der Freude, der Rührung und eines unsäglichen Glücks in dies Auge, er sah ja Alles wieder in seinem vollsten Glanz, und die zum Himmel aufragenden Berge und die lieblichen Thäler mit ihren Tannenwäldern begrüßten ihn mit ihrem überirdischen Lächeln, denn auch Berge und Thäler können lächeln, wenn Gott der Herr sein göttliches Licht über sie fallen läßt und damit auch den sie anschauenden Menschen Freude und Genuß gewährt.

Wie gebannt ruhten seine Blicke auf dem köstlichen Schauspiel; Alles um ihn und vor ihm sah noch eben so aus wie früher, nichts hatte sich an den Bergen und Thälern verändert, gewandelt, aber — und das war der einzige trübe, ja traurige Gedanke, der jetzt seine Brust fast krampfhaft zusammenpreßte — kam auch er so wenig verändert, gewandelt zurück? Ach nein, er war nicht so standhaft, so unwandelbar, so

voll Widerstandskraft gegen die Stürme des Lebens gewesen wie sie, in ihm, an ihm war Vieles anders geworden; eine große gewaltige Leidenschaft hatte ihn gefangen genommen, gefesselt, hatte seine blühende jugendliche Kraft, mit der er als hoffnungsvoller Jüngling ausgezogen, gebrochen, und nun kehrte er als siecher, elender Mann zu ihnen zurück. O, das war ein bitterer Gedanke, ein bitteres Gefühl, und langsam rollte eine schwere Thräne des Schmerzes, der Reue über sein frevelhaftes Thun — denn so erschien es ihm hier in Angesicht seiner jungfräulichen Berge erst recht — über die bleichen Wangen und er gelobte sich im innersten Herzen, nie mehr von dem Wege der Tugend, des Rechtes und der Pflicht wieder abzuweichen, mochte ihm auch ein noch süßeres Paradies seine Pforten öffnen, als er es in den Armen, am Herzen jenes geliebten Weibes gefühlt und genossen, das nun weit, weit von ihm entfernt athmete und vielleicht eben so dachte und fühlte, eben so litt und kämpfte wie er.

Achtes Capitel.

Die Beichte.

Ganz wie im vorigen Mai, da Godefroy mit so frohen Aussichten in die Zukunft und glücklich im Bewußtsein seiner Vollkraft vom Vaterhause geschieden, lag dasselbe auch heute in seinem stillen friedlichen Garten da. Nichts daran und rings umher hatte sich im Geringsien verändert, Alles grünte und blühte wie damals, die Frühlingsblumen streuten noch eben so süße Wohlgerüche aus und die Vögel sangen und zwitscherten auf denselben Zweigen der Bäume, auf denen sie damals gesungen hatten und fröhlich gewesen waren. Die schöne breite Veranda, von der aus man die drei großen Schneeberge und einen Theil des Bödeli bis tief in die Wagenerschlucht hinein überschauen konnte, war schon leicht von mattgrünem Weinlaube beschattet, denn der Frühling war dieses Jahr hier früh angebrochen und hatte schon viele schöne und warme Tage gebracht. Im Hause selbst, wo sich ebenfalls nichts, gar nichts verändert, war heute um die angegebene Abendstunde Alles still, die Tagesarbeit auf den Matten, Wiesen und Bergen war verrichtet und die müden Arbeiter ruhten entweder nach eingenommenem Abendbrod im Zimmer oder waren schäkernd und lachend in die Nachbarschaft gegangen, um hier und da mit den jodelnden Mägden zu plaudern

und zu scherzen. Von allen Dienstleuten waren daher nur die alte Köchin, Grittli, die Stubenmagd, und Christen Balmer, der Großknecht, im Hause, und letzterer half dem Gärtner eben die Blumenbeete begießen, da der Tag ein sehr warmer gewesen und die Sonne mit ihren ausdörrenden Strahlen es mit ihnen fast zu gut gemeint hatte. Gottfried Strozzi, der alte Hausherr selbst aber saß auf der Veranda allein, wie so oft während des Sohnes langer Abwesenheit, rauchte wie immer sein Abendpfeifchen und schaute gelassen nach den rosig angehauchten Schneebergen empor, die eben im langsamen Verglühen begriffen waren und an den Ausläufern der Gletscher und den unteren Schneefeldern schon wieder ihre marmorbleiche Abendtoilette anzulegen begannen.

Woran dachte der alte gemüthliche Mann wohl jetzt, als er so still und einsam auf seinem vor die Thür gerollten bequemen Sorgenstuhl saß, träumerisch in die Weite starrte und mit Behagen die köstlich frische Abendluft einsog, die in leisen Wellen von den Eisfeldern der Jungfrau, des Mönchs und des Eigers hernieder strömte? O gewiß, er dachte, daß er nun nicht mehr lange allein und einsam sein, daß sein geliebter Sohn bald kommen würde, von dem er freilich vernommen, daß er sehr krank gewesen, zugleich aber auch, daß er sich unaussprechlich nach der Heimath sehne, und das Letzte war ihm vor Allem lieb, das allein schon brachte seinem Herzen den Sohn wieder nahe, denn daß dieser seine Heimath so wie sonst liebe, daß er Sehnsucht danach hege und also auch ein ächter, ehrlicher Schweizer geblieben sei, das

erwärmte dem patriotischen Manne Seele und Gemüth. Daß es mit der wiederholt gemeldeten, jetzt aber gewiß überstandenen Krankheit nicht viel auf sich habe, denn wie hätte er sonst eine so weite Reise unternehmen können, davon war er um so mehr überzeugt, als ihm sein Sohn noch immer in seiner blühenden Vollkraft vor Augen stand, dem es nie an Gesundheit gefehlt und der sich auch jetzt bei seiner Jugend, wenn er wirklich noch etwas schwach sein sollte, in der kräftigen Bergluft bei ihm bald genug wieder erholen werde.

Ja, so dachte er eben, als er in der Ferne auf der vom Thuner See her führenden Straße das Rollen eines Wagens zu vernehmen glaubte. Er nahm die Pfeife aus dem Munde und horchte scharf nach dem um diese Zeit hier ungewöhnlichen und immer deutlicher werdenden Rädergerassel hin, denn so rasch fuhr kein Wagen in dem alten Städtchen und dem nahen Interlaken. Sollte es etwa ein Fremder — sollte gar er — Gottfried, sein Sohn, — es sein? Ja, ein Fremder war es gewiß, denn da klang auch schon der wohlbekannte Ton eines schmetternden Posthorns herüber, aber dann konnte es sein Gottfried nicht sein, denn der würde doch nicht mit einer kostspieligen Extrapost fahren, ein so vornehmer Mann war er ja nicht, er würde weit eher die gewöhnliche Post oder das am Morgen von Thun abgehende Schiff benutzt haben, da er doch gewiß allein kam.

„Aber wie,“ dachte er wieder, während das Räderrollen schon näher kam, „er ist es am Ende doch, kommt nicht allein und bringt die lieben Gäste von

vorigem Jahr wieder mit!“ Als dieser so angenehme Gedanke urplötzlich in ihm aufstieg, ließ es ihn nicht länger mehr auf seinem Sitz und, rasch die Pfeife bei Seite legend, erhob er sich und schritt von der Veranda nach der Gartenthür, um von da dem bereits ganz nahe gekommenen Wagen entgegenzusehen.

Da kam er auch schon vor die Thür gefahren — aber nein, das war nicht der große elegante Reisewagen, der voriges Jahr die Fremden gebracht; elegant zwar war auch dieser, aber viel zierlicher, kleiner, so daß fünf Menschen gewiß keinen Raum darin hatten.

Da hielt der Wagen, der Postillon aus Thun sprang vom Bock und öffnete mit dem herbeieilenden alten Herrn zugleich den Schlag, und heraus stieg, ganz langsam und sichtbar etwas schwerfällig ein zwar junger, aber bleicher, sehr bleicher Mann in Reisekleidern von einem so feinen Stoff und zierlicher Form, wie man sie in Unterseen nur selten an den vornehmsten Fremden zu sehen bekam.

Als der Alte dies Alles mit seinem raschen Auge erfaßt, stand er wie versteinert da und schaute mit bangendem Zweifel auf den bleichen Mann hin, der nun dicht zu ihm herantrat, dann einen lauten Freudenruf ausstieß und gleich darauf in seine Arme fiel, ohne im Stande zu sein, ein anderes Wort hervorzubringen als:

„Vater, mein Vater, da bin ich!“

Fast erstarrt blieb der alte Mann stehen, als er ihn aus den Armen gelassen, und sah ihn über die Maaßen verwundert, erstaunt an, sich immer wieder fragend, ob denn das wirklich sein Sohn sei, der ihn

Vater genannt, dessen Stimme freilich die alte wohlbekannte Stimme, dessen ganzes Wesen aber ein durchaus anderes als früher war.

„Gottfried," sagte er endlich, wobei ihm das Herz bis an den Hals hinauf klopfte, faßte ihn, den so sichtbar Schwachen, unter den Arm und zog ihn nach der Veranda, während der Postillon schon die drei Koffer abzuladen begann, wobei ihm der rasch herbeigelaufene Christen Balmer half, „Gottfried, mein Sohn, o, Du bist es, ja, jetzt sehe, höre und fühle ich es, aber komm, setze Dich — o, bist Du so elend und schwach?"

Godefroy nickte nur mit dem Kopf und folgte ihm sprachlos, auf's Tiefste bewegt und kaum seiner Sinne mächtig nach der Veranda, wo er bald in dem Sorgenstuhl seines Vaters saß und diesen mit thränenden Augen liebevoll anblickte; der aber stand gebeugten Hauptes und mit gefalteten Händen vor ihm, prüfte mit väterlichem Scharfblick jeden einzelnen Zug seines Gesichts, bis er sich endlich überzeugt, daß es in der That sein Sohn, aber sein viel schwächerer und kränkerer Sohn sei, als er es für möglich gehalten.

„O mein Gott," fing der alte Mann wieder an zu reden, wobei er die gefalteten Hände vor die Brust hielt, um sein laut schlagendes Herz zur Ruhe zu zwingen, „was haben sie aus Dir, meinem Sohn, meinem lieben blühenden Sohn, in Frankreich gemacht? O, haben sie Dich mißhandelt, Dir so weh gethan, weil Du ein einfacher, ehrlicher Schweizer bist? Sind sie immer noch die übermüthigen allmächtigen Franzosen, die Feinde aller Menschen, die Geister und Leiber

unter ihre Füße treten — o sprich, was haben sie Dir gethan, daß Du so in mein Haus zurückkehrst?“

„Vater, mein lieber Vater,“ begann jetzt Godefroy zusammenhängend zu reden, „laß ab mit diesen Fragen und diesen unverdienten und ungerechten Vorwürfen. Frankreich hat mir nichts gethan, Niemand hat mich mißhandelt oder nur gekränkt, o nein! Diejenigen vielmehr, denen Du mich übergeben, und alle Uebrigen, mit denen sie mich in Berührung gebracht, haben nur Gutes und Liebes an mir gethan, haben mich, wie den besten Freund, liebevoll gepflegt, als ich elend war, und Du solltest ihnen dankbar sein, denn Niemand meinte es besser und konnte es besser mit mir meinen als sie. Daß ich jetzt noch schwach und hinfällig bin, ist wahr, aber meine Krankheit, ein böses Nervenfieber, war schwer, und als ich endlich davon genesen war, konnte ich mich nicht erholen, da die Sehnsucht nach Dir, nach meiner Heimath mich verzehrte, denn nun litt ich an unserer alten erblichen Krankheit, dem ächten, vollen Schweizer Heimweh.“

„Ah,“ rief der Alte mit schon ruhiger schlagendem Herzen und dabei mit prüfendem Blick die ganze Gestalt seines Sohnes überfliegend, — „das ächte, wahre Heimweh hast Du gehabt? O dann, dann verstehe ich Alles, denn ich weiß, was für eine herzbrechende Krankheit das ist! Aber, mein Sohn, wenn es nur das ist, was Dich bisher geplagt, dann wird es bald ein Ende damit nehmen, denn es legt sich ganz von selbst, wenn Du Dich wieder hier heimisch fühlst, und das soll bald geschehen, ich weiß es nur zu gut.“

„Es hat sich schon gelegt,“ entgegnete Godefroy, und zum ersten Mal flog wieder ein freudiges Lächeln über seine matten Züge; „von dem Augenblick an, wo ich unsere Berge ragen sah, fing ich an zu gesunden und so werde ich, da ich jetzt bei Dir bin, wohl in wenigen Tagen wieder Dein alter Gottfried sein und Du wirst Deine Freude an mir haben, wenn ich auch noch nicht so bald so ämsig arbeiten kann wie früher.“

„Oho, an die Arbeit denken wir jetzt noch lange nicht,“ rief der wieder frischen Muth fassende Vater, „das hast Du nicht nöthig, denn ich bin, seitdem Du mich verlassen, so rüstig geworden wie vor zwanzig Jahren und habe dabei einsehen gelernt, daß Arbeit nicht träge und alt, sondern jung und geschmeidig macht. Und mit diesen Deinen weißen, weichen Händen da — o mein Gott, nun sehe ich erst, wie Du Dich in Allem und Jedem verändert hast — wirst Du wohl überhaupt nichts mehr wie früher schaffen können und ich werde mir über kurz oder lang einen rechtschaffenen handfesten Gehülfen nehmen, damit Du wieder bei Deinen Büchern bleiben kannst, die Dir ja doch immer zumeist am Herzen lagen. Ja, so soll es geschehen und darin dulde ich keine Widerrede. Deine Gesundheit geht mir über Alles und Du mußt erst ganz hergestellt sein, ehe Du wie sonst in der Wirthschaft helfen und schaffen kannst.“

Er sah den vor ihm Sitzenden, neben dem er sich nun auch niedergelassen, mit väterlichen Liebesblicken an und nun fiel ihm erst so recht auf, daß auch der Ausdruck seines immer so edlen Gesichts sich gar sehr

verändert habe und daß es viel gereifter, geistiger und bedeutender geworden war.

„Also ein Nervenfieber hast Du gehabt?“ fing er nach einer Weile wieder zu fragen an.

„Ja, hat Dir denn Margot — ich meine die Comtesse,“ verbesserte er sich — „das nicht geschrieben?“

„Gewiß hat sie das, die liebe Creatur, und es war sogar ein sehr warmer und herzlicher Brief, gerade so, wie ungefähr eine liebevolle Tochter an ihren Vater schreiben mag.“

Godefroys Gesicht wurde bei diesen Worten glühend roth und es dauerte eine Weile, ehe er seine Empfindung darüber bemeistern konnte. „Ach ja,“ sagte er endlich langsam und wie in Gedanken verloren, „sie ist auch lieb und gut — doch, hast Du denn meinen eigenen Brief aus Straßburg nicht erhalten?“

„Gewiß, aber auch darin hat nichts vom Nervenfieber gestanden. Doch nun sage mir, wie geht es denn der lieben Comtesse und der guten Frau von Brissac? Denken sie noch bisweilen an mich und unser stilles Haus im Bödeli?“

„Sie denken sogar sehr viel daran, mein Vater, reden alle Tage von Dir und sind Dir wie damals von ganzem Herzen zugethan. Doch, das will ich Dir viel ausführlicher ein andermal erzählen — noch viel mehr als Du erwartest,“ setzte er mit leichtem Erröthen hinzu — „jetzt laß mich nur erst zur Ruhe kommen, denn ich bin von meiner langen Reise herzlich müde und sehne mich danach, wieder in meinem guten alten Bett zu liegen.“

In diesem Augenblick kam Christen herbei und fragte, nachdem er seinen jungen Herrn herzlich begrüßt, ob der Postillon abfahren könne, da die Koffer abgepackt und die kleinen Gepäckstücke aus dem Innern des Wagens schon in des jungen Herrn Zimmer gebracht seien.

„Ja," sagte Godefroy, „gieb ihm dies Geld, Christen, und bedanke Dich in meinem Namen bei ihm. Doch halt — der Wagen bleibt hier — nur die Pferde gehen mit dem Postillon ab."

„Der Wagen bleibt hier?" fragte der Vater. „Wozu denn das? Willst Du etwa wieder bald verreisen?"

„Das nicht, mein Vater, aber der Wagen ist mein Eigenthum und Dir gehört er jetzt eben so gut wie mir. Es ist das letzte Geschenk, welches mir Margot — ich meine die Comtesse — gemacht, und die zwei neuen Koffer sind auch von ihren anderen Geschenken voll, die ich Dir alle in den nächsten Tagen zeigen werde."

„Nun, das muß ich sagen," lachte der alte Herr hell auf, „da hat sie ja Deine Mühewaltung auf ihrem Gute gewaltig gut bezahlt und dergleichen kommt bei uns wahrhaftig nicht vor. Nun ja, wenn sie so reich ist, wie du schriebst, so kann sie auch solche Geschenke machen, doch nicht diese allein kommen bei mir in Betracht, sondern viel mehr das dankbare Herz, womit sie gegeben werden. Und nun komm einen Augenblick hinaus, ich möchte mir — unsern neuen Wagen noch etwas genauer betrachten, ehe sie ihn in die Scheune schaffen."

Die genaue Besichtigung des schönen Wagens, in dem er sich sogar zur Probe behaglich niederließ, be-

friedigte den alten Herrn nicht nur, sondern entzückte ihn fast, denn solch ein Gefährt hatte er noch nie gesehen, und er konnte es kaum begreifen, daß es seinem Gottfried gehören und auch er selbst darin fahren sollte. Dabei aber war es wunderbar, daß durch Alles, was er Gutes von der Comtesse hörte, sein Sohn, den er gewiß stets hoch geschätzt, in seinen Augen noch höher stieg, und Alles, was er schon am ersten Abend und nun gar in den nächsten Tagen von den mitgebrachten Sachen sah, imponirte ihm so gewaltig, daß er in eine wahre Begeisterung gerieth, so oft nur die Rede auf die Spenderin derselben kam, was Godefroy seinerseits so viel wie möglich vermied, da er nur zu gut zu wissen glaubte, daß der Vater ein ganz anderes Urtheil über sie fällen würde, wenn er erst der Mitwisser des obwaltenden Geheimnisses geworden wäre. Ob er sich darin täuschte oder ob auch hierein sein überzartes Gewissen zu ihm sprach, wollen wir dahingestellt sein lassen, doch in den ersten Tagen, wo er jenes Geheimniß noch in seiner Brust verbarg, empfand er so und das war wohl die einzige Ursache, warum er die übergroße Freude nicht so klar blicken ließ, die ihn mehr und mehr erfüllte, als er sich nun daheim sah und mit jedem Schritt, den er in dem alten Hause that, die schöne Jugendzeit, die ihm während seiner glücklichsten Tage in Monjardin fast aus der Erinnerung geschwunden, wie frisch und neu in sich aufleben fühlte.

Eine Stunde später, nachdem man den Wagen in die Scheune gebracht und vorsichtig mit einer Hülle von Leinwand umgeben hatte, saßen Vater und Sohn

an dem heute sehr verspäteten Abendtisch, und Godefroy, obgleich er durch die feinere Küche in Monjardin gewiß verwöhnt war, schmeckte es im väterlichen Hause eben so gut wie früher; auch trank er zur Freude des Vaters reichlich von dem ihm dargebotenen Veltliner Wein und wurde sichtlich munterer und gesprächiger dabei, aber mit der Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse hielt er auffallend zurück, da er die Hauptsache ja doch nicht an diesem ersten Abend erwähnen konnte. Der Vater, der nur voll Freude war, seinen Sohn wieder bei sich zu haben und ihm in's Auge blicken zu können, wunderte sich auch nicht, daß er so beharrlich über die eigentliche Stellung, die er in Monjardin eingenommen, schwieg, dachte sich vielmehr, er sei von so langer Reise zu ermüdet, um viel erzählen zu können, und so mahnte er ihn selbst dazu, sich früh zu Bett zu legen und recht lange zu schlafen, da ihn ja jetzt keine dringliche Arbeit in seiner Ruhe stören werde.

Als Godefroy sein altes gemüthliches Zimmer, in dem er Alles, wie er es verlassen, in bester Ordnung fand, betreten hatte, ließ er von Christen, der nun wieder den einfachen Hausdienst bei ihm übernahm, den einen Koffer öffnen, um ihm die darin enthaltenen Kleider zum Reinigen zu übergeben, woran er ja jetzt durch Etienne's aufmerksame Bedienung weit mehr als früher gewöhnt war; dann legte er selbst die feine Wäsche und sonstige zarte Sachen in eine geräumige Commode, während die anderen Koffer uneröffnet stehen blieben, da ihren reichen Inhalt irgend wo paßlich unterzubringen, noch lange nicht die Zeit gekommen war.

Mochte es die im väterlichen Hause herrschende und ihm in die Erinnerung zurückkehrende Gewohnheit sein oder mochte die Aussicht auf die im Morgensonnenschein strahlenden Schneeberge ihn locken, genug, Godefroy erhob sich am nächsten Morgen viel früher von seinem Lager, als der Vater vermuthet, und lange stand er am offenen Fenster und schaute mit eben so großem Entzücken wie ehemals in das weit geöffnete grüne Thal und die dasselbe rings einschließenden Felsenberge hinaus. Dennoch aber war damit bereits eine stille Wehmuth gemischt, denn als er vor Jahr und Tag das vor ihm liegende Paradies betrachtete, war noch ein anderes Auge zugegen, welches jenes Entzücken mit ihm theilte, und so trat ihm die entfernte Geliebte schon jetzt klar vor die Seele und seine Gedanken flogen blitzschnell zu ihr nach dem fernen Frankreich hinüber, um sie im Stillen zu begrüßen und ihr einen eben so sonnenklaren Tag zu wünschen, wie er selber ihn heute genoß.

Aber der Gedanke an Margot hatte ihn an eine Pflicht erinnert, die er hier gleich zuerst zu erfüllen sich schon lange vorgesetzt. Kaum hatte er hastig sein Frühstück verzehrt, so setzte er sich an den Schreibtisch und meldete der Herrin von Monjardin in einem Briefe, der kurz werden sollte, aber in Folge der Fülle des Stoffs zu einem umfangreichen Bericht anschwoll, seine glückliche Ankunft in Unterseen. Es war dies schon der sechste Brief, der nach Monjardin wanderte, denn fast von jedem Nachtquartier aus hatte er eine ähnliche Meldung abgesandt, heute jedoch mußte er nicht nur von sich, sondern auch von seinem Vater und seiner

Heimath reden, und so war es natürlich, daß dieser erste Brief aus Unterseen dreimal so lang wie alle früheren wurde.

Bei dieser ihm so süßen Arbeit, die ihn in der nächsten Zeit alle Tage stundenlang beschäftigen sollte — denn er wunderte sich selbst über all das Neue, was er Margot von seinem äußeren und inneren Leben zu sagen hatte — traf ihn sein Vater, der sich, noch ehe er an seine Geschäfte außerhalb des Hauses ging, nach dem Befinden seines Sohnes erkundigen wollte. Aber da mußte der gute Mann sich schon wieder über ihn wundern, denn er fand ihn in einem Morgenrock, so kostbar aus Sammet und Seide zusammengesetzt, wie er noch nie einen in seinem Leben gesehen, ein Kleidungsstück, das Margot dem Freunde aus Paris hatte kommen lassen, kurz bevor er zum ersten Mal sein Krankenlager verließ. Auch am späteren Tage, als der Vater wieder in Godefroys Zimmer trat und ihn mit dem Ordnen der aus dem zweiten Koffer genommenen Bücher und anderer kostbarer Dinge beschäftigt fand, wunderte er sich sehr und konnte nicht begreifen, wie sein so einfach erzogener Sohn sich in einem Jahr so ganz andere Kleider, Wäsche und sonstige luxuriöse Lebensbedürfnisse angeeignet haben könne, von denen er selbst nie eine Vorstellung gehabt.

Indessen fand sich der alte Herr bald darin, wenn er auch bisweilen über alle diese seltsamen Neuerungen den Kopf schüttelte, und ohne ein Wort darüber zu äußern, ließ er den jetzt noch so kränklichen Sohn ruhig gewähren, der sich ja auch einst über die ihm

neu erscheinenden Gaben aller Art gewundert, mit denen die unerschöpfliche Güte Margots ihn gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Monjardin überhäuft hatte.

Von den bekannteren Nachbarn, unter denen sich bald das Gerücht von des jungen Strozzi's Rückkehr und seinem schwachen Gesundheitszustande verbreitet hatte, wurde der Letztere in den ersten Tagen sehr wenig oder fast gar nicht gestört; sie ließen ihn nur durch den Vater oder irgend einen der Knechte grüßen und bitten, er möge sich möglichst schonen und ihretwegen in keiner Weise sich seiner Hauspflege entziehen; sie würden auf sein Wiedererscheinen in ihrem geselligen Kreise geduldig warten, und dann würde er ja wohl mit der Zeit einige Muße finden, ihnen von seiner schönen Reise nach Frankreich zu erzählen, von der sie bereits Wunderdinge genug durch die oft vorgetragenen Berichte seines Vaters vernommen hatten.

So lebte sich Godefroy allmälig in das ruhige Hauswesen seines Vaters wieder ein, sprach nur dann und wann mit einigen der ihm zumeist anhängenden Leute, die ihn allerdings im äußeren und inneren Wesen außerordentlich verändert fanden, und pflegte der größten körperlichen wie geistigen Ruhe, was beides ihm auch gewiß sehr nöthig war. Dem Vater selbst erzählte er Mittags und Abends bei Tische, wo er in den ersten Tagen fast nur allein mit ihm zusammentraf, da dieser gerade zur Zeit vollauf mit der Heuernte der vielen Wiesen beschäftigt war, Vieles von Paris und dem schönen Gute und Schlosse Monjardin, von seiner Wirksamkeit daselbst und der Herz-

lichkeit, mit der er von Jedermann aufgenommen worden war; eben so besprach er mit ihm die dort oft verhandelten politischen Verhältnisse und schilderte ihm die Liebenswürdigkeit der vornehmen Personen, mit denen er in Berührung gekommen — von Margot dagegen sprach er nur wenig, denn sobald er von ihr zu reden anfangen wollte, ergriff ihn eine Art heiliger Scheu vor seinem ernsten Vater, dessen gediegene Lebensansichten er hinreichend zu kennen glaubte und dem er daher erst alle Einzelnheiten von dem geliebten Wesen berichten konnte, wenn er ihm die Hauptsache — sein eigenes Verhältniß zu ihr — mitgetheilt, was ihm natürlich am allerschwersten auf dem Herzen lag. Allein in den nächsten Tagen konnte er sich noch nicht dazu entschließen, obgleich er sich fest vorgenommen, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, wo es geschehen könne, und diese sollte sich auch wider Erwarten schon am dritten oder vierten Tage nach seiner Rückkehr finden lassen.

Ueber die Gränzen des väterlichen Grundstücks wagte er sich in diesen Tagen noch nicht hinaus, um nirgends mit Jemandem zusammenzutreffen, mit dem er über seine Erlebnisse hätte reden müssen; nur in dem großen Garten vor dem Hause und besonders in dem noch viel größeren, nach dem Beatenberge hinaus gelegenen Obstgarten ging er stundenlang auf und nieder, und hier in fast völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt gab er sich mit alltäglich zunehmender Innigkeit seinen geheimsten Gedanken und der Erinnerung an das Vergangene hin, dabei immer mit Behagen die köstliche Luft einschlürfend, die von den Eis=

feldern der Schneeberge herüber strömte und seinem träge gewordenen Blute neue Kraft und Lebenslust einhauchte, obgleich die Wirkung davon noch lange nicht in seiner äußeren Erscheinung sichtbar werden sollte. Denn ganz andere Einflüsse arbeiteten der vollständigen Kräftigung seines Körpers entgegen und erfüllten sein Gemüth nur zu bald mit einer neuen Sehnsucht, die seinem Heimweh nach der Heimath zwar ähnlich, aber doch wieder von einer besonderen Art war, da sie einen ganz anderen und ihm mit jedem Augenblick theurer werdenden Gegenstand betraf.

Namentlich Abends, wenn er in Abwesenheit seines Vaters auf sich allein angewiesen war, befiel ihn diese Sehnsucht mit fast unbezähmbarer Gewalt; Alles, was hinter ihm in Frankreich lag, mochten es Personen oder Dinge sein, trat fast greifbar deutlich und dabei wie vom Sonnenschein der Erinnerung verklärt vor ihn hin, und oft war es ihm, als ob er die so weit von ihm Entfernten zu sich reden höre, als ob auch er zu ihnen reden müsse, um nur die ihn theils beseligenden, theils quälenden Gedanken loszuwerden, die seinen Kopf fast zu zersprengen drohten, bis er endlich den festen Entschluß faßte, sich, mochte es ihm Heil oder Unheil bereiten, einen Vertrauten in seinem Vater zu verschaffen, um die ihn schon so lange bedrückende Last von seinem rastlos hämmernden Gewissen abzuwälzen.

In dieser Stimmung, mit diesem Entschluß im Herzen befand er sich an jenem schon erwähnten Abend, als er wieder allein auf der Veranda und zwar auf demselben Platz saß, den früher Margot und ihre

Freundin so oft eingenommen, wenn sie ihren Thee tranken und in traulicher Plauderei mit den Bewohnern des Hauses die damals so glücklichen Stunden verfließen sahen. Ohne etwas Bestimmtes zu denken, starrte er nach den Schneebergen hinauf, und das im Abendlicht funkelnde Silberhorn an der westlichen Seite der Jungfrau, das auch Margots Liebling gewesen, zog zumeist seine Blicke an, wie es ja auch die schönste Zierde des ganzen gewaltigen Gebirges ist.

Nach dem heißen Tage wehte zu dieser stillen Abendstunde eine erfrischend kühle Luft zu ihm her und der azurblaue Himmel über dem Bödeli leuchtete in seiner vollen Pracht. Still und friedlich breitete sich darunter die wunderbar schöne Natur um ihn aus, kein Vogel zwitscherte mehr, kein störendes Geräusch ließ sich in der wie schlummernd daliegenden Umgegend vernehmen; nur das leise Rauschen der Aare tönte melodisch über die duftigen Wiesen herüber und sang ihm eine Melodie in Wirklichkeit vor, die er so oft, als das Heimweh in Monjardin sein Herz am mächtigsten erschütterte, in seinen sehnsuchtsvollen Träumereien zu hören geglaubt hatte. Ach, in diesem Moment trat Margot wieder in ihrer ganzen Lieblichkeit, in der Fülle ihrer frischen Reize vor seine jetzt von neuer Sehnsucht ergriffene Seele und ihr Bild erfüllte ihn ganz und gar, so daß er, weich gestimmt und schwach, wie er noch immer war, kaum seine Thränen zurückhalten konnte und die ihn erdrückende Centnerlast schwerer denn je auf seinem Herzen liegen fühlte.

So traf ihn sein Vater, als er gemächlichen Schrittes von einer der Wiesen zurückkehrte, um seinen Feier-

abend in Gesellschaft des Sohnes zu verbringen, und dies geschah gerade in einem Augenblick, als die Schneeberge sich in ihren so seltenen purpurnen Abendglanz zu hüllen begannen. Auf ihren höchsten Spitzen und rings auf allen Kuppen und Gipfeln glühte es erst rosig, dann immer dunkler und röther auf, bis Alles bis zur Sohle der grauen Felsen hinab wie in lodernden Feuer zu flammen schien. Da, gerade in diesem Moment trat sein Vater zu ihm heran, reichte ihm zum Gruße die Hand und deutete dann damit nach den Bergen empor.

„Sieh," sagte der alte, im Anblick der gewaltigen Natur schwelgende Mann, „so schön haben wir es hier lange nicht gehabt und nun freust Du Dich doch gewiß, es wiederzusehen und wirst hoffentlich bald wieder genesen, denn ein solcher Genuß labt und kräftigt auch das schwächste menschliche Herz."

Godefroy nickte stumm und Beide versanken in Anschauen des göttlichen Naturgemäldes, das wohl eine Viertelstunde lang vor ihren Augen haften blieb, bis die purpurne Gluth allmälig verschwamm, erst in rosiges Dämmerlicht überging und zuletzt die bleichen Schneefelder wieder in ihrer gewöhnlichen Gestalt und Farbe zum Vorschein kommen ließ. Als aber Godefroy noch immer schweigsam blieb und sein Gesicht einen tief traurigen Ausdruck annahm, sah ihn sein Vater liebevoll und mitleidig an, denn er glaubte mit einem Mal wahrzunehmen, daß nicht blos ein körperliches Leiden seinen Sohn befallen habe, sondern auch ein tief inneres geistiges Weh seine Seele bedrücke.

„Gottfried," sagte da der alte Herr mit weicher Stimme und in einem Ton, der stets zu dem Herzen des Sohnes gedrungen war, „ich weiß nicht, was Du hast. Du bist ja jetzt wieder bei mir und in Deinen Bergen — und doch bist Du noch nicht so ruhig und glücklich wie sonst und wie Du es hier bald wieder zu werden geglaubt und gehofft hast. Sage mir endlich, was Dich bedrückt und quält, denn daß Du etwas für mich auf dem Herzen hast, habe ich schon am ersten Abend bemerkt, und heute, jetzt erkenne ich nur zu deutlich, daß ich mich darin nicht geirrt.

Da faßte sich Godefroy ein Herz, lächelte seinen Vater mit beistimmender Miene an und sagte dreist und fest: „Ja, Vater, Du hast Dich in Deiner Annahme nicht geirrt, mich bedrückt wirklich etwas schwer und das sollst und mußt Du nun endlich erfahren. Aber ich sage Dir vorher: es ist etwas Bedeutsames, ja Unheilvolles, was Du gewiß nicht von mir erwartest, und ich — fürchte, ich fürchte, Du wirst mir nicht verzeihen, wenn Du hörst, was ich, von meiner menschlichen Schwäche heimgesucht und verführt, gleichsam im Rausche meines Geistes und Herzens begangen habe."

„Wie?" fragte der Alte leise und mit bebender Stimme, „im Rausche Deines Geistes und Herzens begangen, sagst Du? Hast Du etwa eine Schuld auf Dich geladen, die unverzeihlich wäre? O, das glaube ich nicht von Dir, mein Sohn! Doch, wie es auch damit stehen mag, erleichtere Dein Herz und theile sie mir mit; vielleicht ist sie nicht so groß, wie Du denkst, und ich, Dein Vater, darf ja wohl hören, was meinen einzigen Sohn, der bisher so redlich und glücklich ge-

wesen, mit einem Mal so schuldvoll und unglücklich macht."

Diese liebevollen Worte ermuthigten Godefroy sehr und er schickte sich sofort zum Reden, das heißt zu einer vollkommenen Beichte an. „Es ist aber eine lange Geschichte," begann er, „und ich will sie Dir lieber nach dem Nachtessen erzählen."

„Nein, Gottfried, nein, jetzt, jetzt gleich muß ich sie hören, mag sie so lang sein wie sie will. Wie könnte ich mich denn mit Ruhe an den Tisch setzen, wenn ich Dich so belastet sehe, und wie könntest Du mit dieser Last auf dem Herzen nur einen Bissen genießen? Also sprich, das Abendbrod entgeht uns nicht und wird uns nachher um so besser munden. Und nun fasse Muth und bedenke, daß es Dein Vater ist, dem Du Deine Schuld bekennen willst."

„Gut," fuhr Godefroy fort, „so höre denn, aber ich erzähle Dir Alles von Anfang an und kehre somit in eine Zeit zurück, wo die Comtesse mit ihrer Freundin noch hier war, denn damals begann die Geschichte schon im Stillen zu spielen, die jetzt in Frankreich — ach! ihr unseliges Ende gefunden hat." Und nun erzählte er langsam, ruhig, offenherzig Alles, was zwischen ihm und Margot im Hause und auf den Bergen in aller Unschuld vorgegangen war; nicht das Kleinste verschwieg er, wenn es ihm auch schwer wurde, seine ersten Empfindungen für sie, die er schon für eine Schuld hielt, ohne alle Verschleierung zu bekennen.

So erfuhr der Vater denn, wie seine Neigung zu ihr allmälig gewachsen und wie die ihrige zu ihm — das wußte er ja aus Margots eigener Erzählung an

jenem Abend nach dem Ritt im Gewitter — noch viel früher und mächtiger als die seine aufgelodert sei. Aus diesem Grunde auch und weil sie sich nicht so bald von ihm trennen mögen, habe sie ihn mit nach Frankreich genommen, ihm, um seine längere Anwesenheit in Monjardin ihren Leuten gegenüber zu begründen, ein unbedeutendes Amt übertragen, und dies Alles nur, um ihn in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben und möglichst lange zu behalten.

Und jetzt erst, als er so weit in seinem wahrheitsgetreuen Bericht gekommen, schilderte er dem Vater ausführlich, mit welcher Güte und Herzlichkeit er in Monjardin aufgenommen und behandelt sei, wie man ihn verwöhnt, mit Gaben des Reichthums umgeben und mit Geschenken aller Art überhäuft habe, nur um ihm das Leben in Frankreich so angenehm wie möglich zu machen und zugleich zu seiner Sittenverfeinerung und geistigen Ausbildung beizutragen. Er, Godefroy, habe nur zu wohl erkannt, daß seine Neigung zu der Comtesse allmälig wachse und diese ihm jeden Tag lieber und theurer werde, und da er das als ein von ihm begangenes Unrecht betrachtet und seine niedrigere Lebensstellung im Vergleich mit der ihren stets im Auge behalten, habe er sich mit allen Kräften bemüht, die allmälig zur Leidenschaft anwachsende Liebe zu bekämpfen; alle Mühe und Noth aber, die er dabei zu überstehen gehabt, habe ihm nichts geholfen, die Liebe sei mächtiger gewesen als die nie schlafende Vernunft, und so sei er, in Folge jenes Rittes im Gewitter unterlegen und die schreckliche süße Nacht, die diesem Gewitter gefolgt, habe seinem langen Kampfe

ein unerwartetes Ende bereitet, indem er seine Liebe der Comtesse und diese ihm die ihrige bekannt. So ging er in treuster Offenheit sein ganzes Leben in Monjardin vom Anfang bis zum Ende durch, bis der Vater Alles wußte, nur das Eine, Wichtigste und Bedenklichste nicht: daß Margot die Frau eines Anderen sei, was der Erzähler noch so lange verschweigen wollte, bis er erst das Urtheil über sein eigenes Vergehen vernommen.

Der alte Herr hatte mit der größten Spannung und mit sichtbarem Staunen der langen Erzählung zugehört, zuletzt aber den Kopf auf die Brust niedergesenkt und wie in sein eigenes Herz hineingeschaut. Als Godefroy endlich zu reden aufhörte, erhob er ihn wieder, sah den Schweigenden mit gerührter Miene an und sagte in gütigem, väterlichstem Ton:

„Ich danke Dir für Deine Aufrichtigkeit, mein Sohn, und da Du stets wahrhaftig gegen mich gewesen bist, glaube ich Dir auch jetzt jedes Wort. Nun ja, Du hast allerdings ein großes Unrecht begangen, zuerst daß Du dieser vornehmen Comtesse gegenüber Deinen Stand aus den Augen verloren, und sodann, daß Du Deine Neigung zu ihr nicht noch siegreicher bekämpft und ihr Haus verlassen hast, bevor das Unheil Deiner moralischen Niederlage über Dich hereingebrochen war. Eine Todsünde aber, wie ich sie nach Deiner Zerknirschung voraussetzen mußte und für die Du sie selbst zu halten scheinst, hast Du damit in meinen Augen nicht begangen. Ich kann Dich also auch nicht verdammen. Du bist ein Mensch mit menschlichen Neigungen und Regungen, und diese Comtesse

war reizend und verführerisch genug, einen so standhaften Mann, wie Du einer warst, zu fesseln und ganz und gar für sich zu gewinnen. Das ist meine Meinung, mein Sohn, und daß sie ihrer Neigung, ihrer Liebe zu Dir ganz rückhaltlos gefolgt, daß sie sich Dir in voller Liebe ergeben, verzeihe ich ihr auch, und darum kann ich sie nicht weniger lieben, als ich sie bisher geliebt, ja ich muß es ihr sogar hoch anrechnen, daß sie Dich, meinen Sohn, mit dieser ihrer Neigung beglückt und beehrt hat. Ja, ich entschuldige sie wie Dich, denn wenn man Euch Beide blos als Menschen, nicht sie als vornehme Dame, nicht Dich als einfachen Schweizer Landmann betrachtet, so waret Ihr Beide einander werth; wie sie ein schönes, liebenswürdiges, reizendes Weib war, so warst Du ein braver, ein edler und — warum soll ich es nicht sagen? — auch ein schöner und stattlich erscheinender Mann, der wohl das Herz eines solchen Weibes zu gewinnen geschaffen war."

„Vater!" rief Godefroy viel lauter als er vorher gesprochen, als der Vater mit geröthetem Gesicht und stolz aufleuchtenden Augen schwieg, „Du vergiebst mir also diese meine gegen mich selbst und Margot begangene Sünde?"

Der Alte besann sich nur kurze Zeit, dann sagte er mit wieder in sich selbst hineinschauendem Blick: „Als Mensch, ja, wenn ich sie auch als Vater bedauern muß und es mir lieber gewesen wäre, wenn Du sie nicht begangen und ein Deinem Stande angemesseneres Mädchen zu Deiner Ehefrau gemacht hättest. Indessen dergleichen Sünden und Fehltritte sind oft

im Leben begangen und ich habe nie bemerkt, daß Gott, der Richter über Tugend und Sünde auf Erden, seinen Segen sparsamer auf Diejenigen ausgestreut, die, allein ihrem Herzen folgend, so menschlich gefehlt wie Du, als auf Die, die immer im glatten Geleise der Sitte geblieben sind und die Gebote der ihnen vorgeschriebenen Moral befolgt haben. War Eure Liebe eine wahrhafte, eine edle, eine rechte, so habe ich nichts dagegen einzuwenden, denn wie ich Dich kenne, so weiß ich, daß diese von beiden Seiten sich so deutlich kundgegebene Liebe eine Folge haben wird, ich meine, daß Du Deine Geliebte nicht immer in Frankreich lassen oder daß Du selbst nicht immer hier sitzen bleiben, sondern sie hierherführen oder zu ihr eilen wirst, um Dich mit ihr auf gesetzliche Weise ehelich zu verbinden, wenn Euch wegen Eures so sehr verschiedenen Standes auch viele Hindernisse im Wege stehen sollten."

„Ach, mein lieber, guter Vater," fuhr Godefroy nach einer längeren Pause fort, in der ihm das Herz noch stärker als vorher zu pochen begann, „diese Folge, wie Du sie Dir als möglich und erreichbar, vielleicht sogar als wahrscheinlich vorstellst, wird und kann leider nie eintreten, da ein viel wichtigerer Hinderungsgrund zwischen Margot und mir besteht, den wir Beide mit aller unserer Liebe und dem besten Willen nicht aus der Welt schaffen können. Du hast bis jetzt nur die erste Hälfte meiner Geschichte gehört und jetzt folgt die zweite, die noch viel trauriger als jene ist. Wappne Dich also mit Macht, etwas zu hören, was Du gewiß nicht erwartest und was auch mich so unvorbereitet

überraschte, daß es mich fast zu Boden schmetterte und meine Krankheit erzeugte, von der ich mich selbst bis heute noch nicht ganz erholen konnte.“

Und nun erzählte er in ruhigster Weise, wie der kurze Besuch damals in Monjardin eingetroffen, was sich darauf zugetragen und daß also Margot nicht mehr die Comtesse de Saintclair, ein unverheirathetes Fräulein, sondern die Frau eines Anderen, noch dazu die eines Napoleonischen Marschalls und Herzogs sei. Als er aber damit fertig und sein Vater vor innerer Aufregung und Staunen keines Wortes mächtig war, theilte er ihm auch Margots Lebensgeschichte mit, wie er sie aus ihrem eigenen Munde vernommen, auf welche Weise sie die Frau des Marschalls geworden und welches seltsame Bündniß sie damit eingegangen, ein Bündniß, das er, Godefroy, aber doch nicht anders als eine sie bindende und verpflichtende Ehe betrachten könne, sich selbst also als Ehebrecher erkennen müsse, eine Ansicht, die er auch jetzt noch theile und die ihn eben zu dem unglücklichen Menschen gemacht, als welcher er jetzt vor ihm, seinem Vater und gewissermaßen seinem Richter stehe.

Bei den letzten Worten senkte der alte Mann seinen ehrwürdigen Kopf demüthig nieder, schüttelte ihn sanft und sagte: „Richter? O! das zu sein, maße ich mir selbst als Dein Vater nicht an, mein Sohn. Dazu bin ich ein viel zu einfältiger und gemeiner Mann, aber meine Ansicht über die vorliegende verzweifelte Sache kann ich Dir wenigstens sagen, und die will ich Dir so ehrlich kundgeben, wie Du selbst

zu mir gesprochen hast. Ja, mein Sohn, Du hast mir da eine seltsame Geschichte erzählt und aus dieser ganzen Geschichte erhellt, daß Deine arme Margot ein viel geplagtes und mißhandeltes Weib, aber nichtsdestoweniger ein Weib edelster Art ist, das meine ganze Achtung und mein Mitleid verdient und welches nur einzig und allein darin gefehlt, daß es seinem Herzen folgte und sich Dir ergab, was schon Tausende vor ihr mit ihren Geliebten gethan und noch Tausende nach ihr thun werden. Daß sie Dir ihre seltsame Ehe verschwieg, war ein Unrecht gegen Dich, allerdings, allein das schrumpft in meinen Augen in nichts zusammen, da sie es Dir ja mittheilen wollte, sich nur in der richtigen Zeit versah und ganz unerwartet von dem über sie verhängten Schicksal ereilt wurde. Hat sie nun aber gegen Dich in doppelter Beziehung gefehlt, so hat sie auch schwer dafür gebüßt, denn die Trennung von Dir muß ihr schon als die erste große Strafe des Himmels und der ewigen Gerechtigkeit erschienen sein. Nein, solche seltsame Geschichte ist mir in meinem einfachen und zurückgezogenen Leben noch nie vorgekommen und ich muß eigentlich länger darüber nachdenken, ehe ich mein Urtheil voll und ganz abgeben kann. Doch — so viel will ich Dir jetzt schon sagen und ich spreche wenigstens über Dich damit mein Urtheil aus, in der Hoffnung, daß Dein Gewissen sich dadurch beruhigen und Du aufhören wirst, Dich selbst härter als nöthig und gerecht ist, zu verurtheilen und Dir das so heitere Leben in eine Qual ohne Gleichen zu verwandeln. Nein, mein Sohn, ich kann Dich nicht so schwer verurtheilen, wie Du selbst es thust, so streng und herb ich auch

über einen wirklich begangenen Ehebruch denken mag. Du hast, ich wiederhole es, allerdings gefehlt, ja gesündigt, wenn wir die Gesetze der Moral in Betracht ziehen, aber Du hast eine Sünde auf Dich geladen, die die verzeihlichste, weil menschlichste ist, und gegen einen solchen Sünder wird nur Der einen Stein aufheben können, der sich über alle Menschen und Menschengebrechen erhaben dünkt und doch auch nur Staub ist und die wunderbaren Fügungen der Vorsehung nicht mit in Rechnung bringen oder begreifen will. Einen Ehebruch, einen wirklichen Ehebruch aber, wie Du meinst, hast Du damit nicht begangen, weil Du gar nicht wußtest, daß eine Ehe vorhanden war. Ja — laß mich ausreden und unterbrich mich jetzt nicht — selbst die Comtesse hat in meinen Augen keinen Ehebruch begangen, denn ihr stand kraft des gesetzlich bestätigten Uebereinkommens mit dem Marschall das Recht zu, ihre Liebe einem Manne zuzuwenden, den sie sich erkoren, und die Schuld, die sie damit gegen sich, gegen Dich und gegen die Sitte der Welt auf sich geladen, fällt zu allerletzt auf den eigentlichen Urheber des ganzen Conflicts, auf den fluchwürdigen Gewalthaber zurück, der sie, auf seiner vor keinem menschlichen Richter zurückbebenden Ausnahmestellung fußend, zu dieser unnatürlichen und widerrechtlichen Scheinehe gezwungen hat.“

„Vater!“ rief Godefroy mit bebenden Lippen, als der alte Mann schwieg und ihm wieder liebevoll in das von Aufregung und Ueberraschung dunkel geröthete Gesicht sah, „ist das Deine wahre Ansicht der Sache?“

„Ja, so wahr ein Gott im Himmel über mir ist,“ betheuerte der Vater mit aufgehobener Rechten, „ich kann nicht anders denken und sprechen, als ich gesprochen habe!“

„Und Du verurtheilst mich wirklich nicht, Du sprichst mich frei von der furchtbaren Last, die auf meinem Gewissen liegt?“ rief Godefroy beinahe frohlockend aus.

Der Vater beugte den ehrwürdigen Kopf tief auf die Brust und sagte leise: „Nein, ich verurtheile Dich nicht, wenigstens muß ich als Mensch Dich von dieser Last freisprechen, wenn ich auch als Vater tief bedaure, daß Du, mein Sohn, in diese traurige Lage gerathen konntest, die, wie ich jetzt wohl sehe, Dein ganzes ferneres Leben vergiftet hat, wenn“ — fügte er mit wieder erhobenem Kopfe hinzu — „wenn Gott in Zukunft nicht etwa eine Hülfe sendet, die ich nicht heraufbeschwören, Dir aber von ganzem Herzen wünschen will.“

Nach diesen Worten erhoben sich Beide, wie von einem inneren Drange in die Höhe geschnellt, und Godefroy fiel dem Vater wie ein vom rasendsten Schmerz Erlöster an die Brust. Lange standen sie so fest an einander gedrängt und wußten nicht, daß es unterdeß Nacht um sie her geworden war, da das innere Licht, das eben in ihrer Brust aufgegangen, für den Augenblick alle Finsterniß der Welt aus ihren Herzen verscheucht hatte. Und in demselben Augenblick ließ auch der unsichtbare Gott über ihnen seine Stimme vernehmen, denn von der Jungfrau fiel mit lange nachhallendem Donner eine gewaltige Staublawine herab

— ob das aber seine Hülfe für die Zukunft andeuten oder nur eine Mahnung für sie sein sollte, nicht zu fest auf die irdischen Schicksalswandlungen der Menschen zu bauen — wer von ihnen konnte das errathen? Doch für jetzt gaben sie sich auch keine Mühe damit, sie waren einmal einen Abend lang glücklich, und Jeder dankte, als sie spät in der Nacht ihr Lager suchten, aus innerstem Herzen seinem Schöpfer für dieses so plötzlich gekommene und kaum geahnte Glück.